

Rosenland



Zeitschrift für lippische Geschichte

Nr. 11

Dezember 2010

Inhaltsverzeichnis

Editorial

Editorial	1
Beiträge	
Fred Sondermann: „Return“ – Bericht über die Wiederbegegnung mit seiner Heimatstadt Horn im Jahre 1969. Mit einer Einleitung von Andreas Ruppert	2
Alexandra Gell / Evelyn Hubrich: Pauline Roseboom (1890 – 1943). Der „Euthanasie“ entronnen, dem Holocaust zum Opfer gefallen	14
Roland Linde: Marianne Faithfull an den Externsteinen. Der „Star Mountain“ als Schauplatz von Kenneth Angers Experimentalfilm „Lucifer Rising“	17
Michael Schmidt: Kenneth Angers Kunst der ästhetischen Vollkommenheit	21
Jürgen Hartmann: Vom „völkischen Vorkämpfer“ zum Nationalsozialisten „bis auf die Knochen“. Der politische Werdegang des „Germanenkundlers“ Wilhelm Teudt	23
Rezensionen	
Huisman, Frank (Hg.): Die Stadt Lage im Zweiten Weltkrieg. Die Kriegschronik des Fritz Geise. (<i>Bärbel Sunderbrink</i>)	37
Scheffler, Jürgen/Wiesekopsieker, Stefan: Leinenkracht. Die Geschichte einer Lemgoer Kaufmanns- und Unter- nehmerfamilie in drei Jahrhunderten. (<i>Andreas Ruppert</i>)	39
Impressum	41

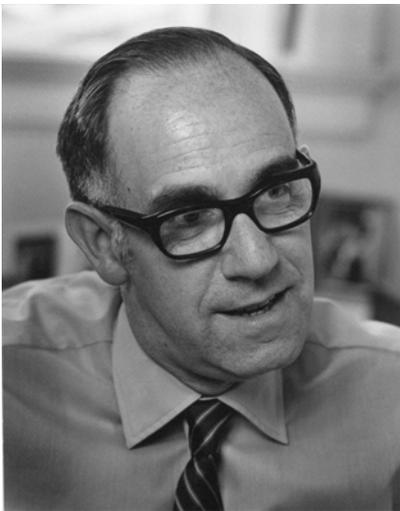
Abschnitte aus den Lebensläufen dreier unterschiedlicher Personen bestimmen diese Ausgabe von „Rosenland“. Fred Sondermann aus Horn, der 1939 emigrieren konnte, berichtet über einen Besuch in seiner Heimatstadt 30 Jahre später; Pauline Roseboom schien im Detmolder Diakonissenhaus vor der Euthanasie gerettet, sie starb aber in der Deportation. Zuletzt fällt der Blick auf den völkischen Aktivisten Wilhelm Teudt, dem in diesem Jahr die 1935 verliehene Ehrenbürgerwürde der Stadt Detmold jüngst wieder aberkannt wurde. Er sah sich selbst als Nationalsozialisten „bis auf die Knochen“, seine Apologeten blenden dieses aber noch heute aus.

Eine schöne filmische Entdeckung ist Roland Linde zu verdanken, leider musste die Redaktion wegen der ungeklärten Rechtefrage darauf verzichten, auch die dazugehörigen Bilder anzubieten. Ein Hinweis auf andere Präsentationen im Internet muss dies ersetzen.

„Return“ - Bericht über die Wiederbegegnung mit seiner Heimatstadt Horn im Jahre 1969

von Fred Sondermann
mit einer Einleitung von Andreas Ruppert

Im Herbst des Jahres 2009 hatte Cynthia (Cyd) Chartier-Cohn aus Colorado Springs Kontakt zum Stadtarchiv Detmold aufgenommen. Sie suchte nach Materialien, vor allem Bildern für einen Dokumentarfilm über einen Mann, der einst Politische Wissenschaften am Colorado Springs College gelehrt hatte. Es handelte sich um Fritz („Fred“) Sondermann, den Sohn des jüdischen Kaufmanns Walter Sondermann und seiner Frau Hedwig, geborene Eltzbacher, aus Horn. Sondermann hatte 1939 wenige Tage vor Kriegsbeginn mit seinen Eltern Deutschland verlassen und konnte mit einem der letzten Schiffe in die USA emigrieren. 1969 war er zu einer Vortragsreihe in Deutschland unterwegs und besuchte dabei auch für einige Tage seine Heimatstadt Horn. Darüber berichtete er später in einem Vortrag und in einem Essay im Colorado College Bulletin.¹ Sondermanns Sohn Gary weckte viele Jahre später Frau Chartier-Cohns Interesse am Essay und an Sondermanns Verbindung zu seiner Heimatstadt Horn, aus dem dann das Projekt eines Dokumentarfilms entstand. Sie ließ der Rosenland-Redaktion freundlicherweise den Text zukommen, den wir für so eindrucksvoll halten, dass wir ihn in dieser Ausgabe zur Verfügung stellen möchten.



*Fred Sondermann
(Zur Verfügung gestellt vom Colorado
College Bulletin)*

Fritz Sondermann wurde am 20. Dezember 1923 in Horn geboren. Seine Eltern und er – er hatte eine weit verbreitete Verwandtschaft, aber keine Geschwister – lebten im Haus Nr. 86, der heutigen Mittelstraße Nr. 63², in dessen Erdgeschoss der Vater ein Textilgeschäft betrieb. Das Haus liegt gegenüber dem Hotel Vialon, in dem Sondermann dann 1969 wohnen sollte. Die Familie war im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben integriert – eine Aussage, wie sie in allen lippischen Städten über die jüdischen Einwohner zu finden ist und die, da sie von den Betroffenen bezeugt wird, sicher nicht der Legendenbildung der Nachkriegszeit subsumierbar ist. Seine Bar Mitzwah, d. h. die Feier der Aufnahme als vollgültiges Mitglied in die jüdische Gemeinde, erfolgte 1936 in der Detmolder Synagoge in der Lortzingstraße 3.

Fritz Sondermann hatte Volksschule und Rektorschule in Horn besucht, bevor er ab Ostern 1935 – das Schuljahr begann seinerzeit zu Ostern – das Gymnasium Leopoldinum in Detmold besuchte. Das Leopoldinum hatte einen Mittelschulzweig eingerichtet, der zur Mittleren Reife führte – eine Bildungsmöglichkeit, die vor allem von Kindern von Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden genutzt wurde. Zur gleichen Zeit war Prinz Armin aus dem Hause zur Lippe Schüler des Leopoldinum, eine zufällige Koinzidenz, die Sondermann bei Ferienaufenthalten in den Niederlanden einiges Ansehen einbrachte, stammte doch Prinz Bernhard, der Mann der niederländischen Kronprinzessin Juliane, aus der gleichen Familie. Nach eigener Aus-

¹ Colorado College Bulletin, Jg. 5, Nr. 3, Sommer 1970.

² Freundliche Auskunft von Roland Linde, Horn und Münster.

sage verließ Sondermann die Schule 1937 (die Schulunterlagen selbst geben formal den 1. August 1938 als Abgangsdatum an³), als die Eltern und die Großmutter nach Köln übersiedelten und von hier aus die Ausreise aus Deutschland beantragten.

Die NSDAP hatte auch in Horn den jüdischen Familien das Leben schwer gemacht, die Akteure sind heute weitgehend bekannt. Die Familie Sondermann erlebte die Abfolge von Entrechtung – säuberlich wurde am 5. Januar 1939 im Geburtenregister der Stadt Horn für Fritz Sondermann der oktroyierte zweite Vorname „Israel“ nachgetragen -, Zerstörung der sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen, zuletzt die erzwungene Emigration oder die Deportation, die zum Tode führte. Der größte Teil der Verwandten Sondermanns wurde ermordet, darunter seine Großmutter, der die Einreise in die USA verweigert worden war.

In den USA konnte Sondermann studieren, die Yale-Universität promovierte ihn zum Dr. phil. Von 1953 bis zu seinem Tod im Oktober 1978 lehrte er Politikwissenschaft am Colorado Springs College. Er begründete den exzellenten Ruf seiner Fakultät und animierte seine Studenten, sich nicht nur theoretisch mit der Politik zu beschäftigen, sondern selbst aktiv zu werden.⁴ Sein ausgezeichnete Ruf besteht bis heute fort, wie Prof. Ofer Ben-Amots vom Colorado Springs College bestätigt. Ben-Amots hat auf Wunsch der Regisseurin die Musik zu ihrem Film komponiert, dabei war es eine Überraschung, wenn auch kein Zufall, dass Ofer Ben-Amots mehrere Jahre an der Hochschule für Musik in Detmold studiert hatte und eine ganz eigene Beziehung zu Lippe, Detmold und Horn bekundet.⁵

Prof. Miklos Ferber, Emeritus der Eastern Michigan University, der an seiner Universität regelmäßige Vorträge von Holocaustforschern initiierte, äußerte nach der Lektüre des Essays von Fred Sondermann im Juli 2010 sein Erstaunen darüber, wie viele deutsche jüdische Emigranten in den USA erfolgreiche Hochschulkarrieren erreicht hätten.⁶

In Detmold hatte Sondermann den Realschulzweig des Leopoldinum bis zum Abschluss besucht und hätte vermutlich das Geschäft seines Vaters übernommen. Die Emigration hatte ihn aus diesen sozialen Zusammenhängen herausgerissen und ihm gleichzeitig Perspektiven eröffnet, wie sie in Horn kaum vorstellbar gewesen wären.

Die Reaktionen deutscher emigrierter Juden auf den Zusammenbruch des NS-Regimes waren sehr unterschiedlich. Einige wenige kehrten früh zurück, andere weigerten sich grundsätzlich, jemals wieder deutschen Boden zu betreten, andere wiederum kamen zu sporadischen Besuchen, aber im Bewusstsein, keine Deutschen mehr zu sein. Sondermanns Reise fand zu einem für Lippe relativ frühen Zeitpunkt statt. Bei seiner Beschreibung der Situation in Horn verbinden sich rationale Analyse und persönliche Erfahrungen im Zusammentreffen mit früheren Freunden und Bekannten. Er erfuhr die Möglichkeit von Begegnung, aber in

³ Landesarchiv NRW Abt. OWL D 9 Detmold 1 Nr. 1184.

⁴ S. den Beitrag von Janet Simons im Colorado Statesman vom 18. Dezember 2009, zu finden unter <http://www.coloradostatesman.com/content/991474-colorado-college-fosters-political-careers> (Aufruf 29. Juli 2010).

⁵ “The story of Fred Sondermann and the fact that I ended up writing the music for this documentary are certainly not a mere coincidence! I never met Fred Sondermann as he passed away long before I arrived to Colorado College. However, his name and reputation as a legendary professor, thinker and educator has been known to me since the first days at this college. I remember the day that I asked his wife, where in Germany did Fred come from and when she said "Horn" I almost fainted, this was too much of a coincidence. Later, when Cyd stepped into my office and asked me to write music for the documentary it looked like the most natural choice!” E-Mail vom 30. Juli 2010.

⁶ “I read the attached copy of his speech with great interest. I am serving on a university committee in our town. We select and invite Holocaust and genocide scholars to make presentations to the students and interested public. This is made possible by a grant from the family of a former president of the university. Last year we had a German Jewish scholar speaker whose story is very similar. I find it interesting, that so many of the German Jews who managed to get out as youngsters, became college professors in America.” E-Mail vom 8. Juli 2010.

einer Situation, in der sich die Menschen noch unfähig zur Erinnerung und zur Trauer zeigten. Weder der Mord an den Juden noch die Kriegserfahrungen mit den Toten in den eigenen Familien waren aufgearbeitet worden. Sondermann bewertet diesen Zustand nicht, den zu bewerten auch uns nicht zusteht. Wir müssen seine Beschreibung zur Kenntnis nehmen.

Fred Sondermann ist im Oktober 1978 gestorben. Er hat nicht mehr erlebt, wie sich zehn Jahre später – und zwanzig Jahre nach seiner Reise - eine neue Haltung durchgesetzt hatte. Plötzlich waren die Materialien der bis dahin verschlossenen Archive zugänglich, so dass auch das Wirken der NSDAP in Horn offen gelegt, Strukturen analysiert und Täter mit Namen benannt werden konnten. Plötzlich waren Begegnungen wieder möglich, als Kommunen begannen, in Verbindung mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Emigranten zu Besuchen einzuladen. Dies stellte einen wirklichen Durchbruch im Denken und Handeln dar, auch wenn es in Horn dann noch fast zwanzig Jahre dauern sollte, bis mit einer Tafel am Stadthaus an die vertriebenen und ermordeten Mitbürgerinnen und Mitbürger erinnert wurde und die städtische Bibliothek mit ihrer Benennung als Julie-Hirschfeld-Bibliothek eine Frau ehrte, die am 9. November 1938 in ihrem Haus die Treppe hinuntergestürzt und getötet wurde.

Fred Sondermanns Essay ist im Sommer 1970 im Colorado College Bulletin veröffentlicht worden. Wir danken Frau Chartier-Cohn für die Vermittlung des Textes und Frau Marion Sondermann, Colorado Springs, sowie Frau Jennifer Kulier und Herrn Leslie Wedell vom Colorado College Bulletin für die Erlaubnis zum Abdruck in „Rosenland“.

Der 35 Minuten lange Dokumentarfilm „Return“ ist am 18. April 2010 am Colorado Springs College uraufgeführt worden.⁷ Frau Chartier-Cohn hat ihn am 23. September 2010 auch in Detmold vorgestellt.

September 1939

Fred Sondermann

„... I am so fascinated, and so on edge, about this journey that I suspect ... that there is still something there, in Europe, which pulls me back. It may attract me or it may repel me when I see it at close range. But I must experience it, and that, for the moment, is my reason for going.” This is Dr. Fred A. Sondermann, professor of political science, recording his apprehensions about returning to his native Germany in 1969, just 30 years after he and his parents had fled the Nazi regime. As Jews, Sondermann and his family were outcasts in German society at large in the 1930’s. In 1969 he was not only free to travel extensively; he was a frequent lecturer on his specialty of international relations under the auspices of the Cultural Section of the American Embassy in Bonn – Berlin, Munich, Regensburg, Bremen, Darmstadt, Nuernberg, Stuttgart, and Frankfurt are some of the major cities where he spoke. But several of the most affecting days of his four months’ return to Germany were spent in his boyhood home-town, Horn. Impressions of that visit, and the memories and thoughts it evoked, are adapted here from Professor Sondermann’s journal and from a sermon he gave January 2, 1970, at Temple Beth El in Colorado Springs.

A former German Jew who now returns to Germany after an absence of 30 years carries with him a difficult legacy, which constitutes a heavy burden. It is not necessary to dwell on the incredible barbarities and cruelties that were inflicted on fellow-Jews by the Nazis in the ‘30’s and ‘40’s, resulting in the virtual elimination

⁷ S. den Bericht im Colorado Springs Bulletin, Ausgabe April 2010 (Aufruf 1. August 2010): <http://blog.coloradocollege.edu/bulletin/2010/04/documentary-pays-tribute-to-professor-fred-sondermann/>.

through genocide of the Jewish communities of Germany and of the other parts of Europe that fell under Nazi domination. Very many members of my own and my wife's families – grandparents, uncles, aunts, cousins, as well as many good friends – were the victims of the greatest organized crime wave in all recorded history – one that happened within my lifetime and that of my contemporaries, and must forever be part of our personal experience and of the record we transmit to our children.

I grew up in a very small town and spent most of the 1930's there, moving to a large city only in 1937, two years before my family emigrated from Germany. In some ways, perhaps, it was easier to bear the Nazi period in a smaller community than in a larger one: there were, and remained, personal links (often, and increasingly, furtive) with others. On the other hand, the very smallness of the Jewish community – consisting of all of five families – made those families an even more convenient target and deprived them of the anonymity, and therefore to some extent the safety, which a larger city might have offered.

In September, 1969, I spent the better part of a week in this small town in which I grew up, and where my family had lived since at least the middle of the eighteenth century, and probably even before that. Since it is such a small town, utterly without military value, it did not suffer physically in the war, but it suffered in many other ways. Some of these came to my consciousness for the first time when I visited there. I met many former friends – persons, now in their forties like myself, with whom I had gone to school, with whom I had played as a child until they could no longer afford to be seen together with me and had to drop the relationship. Although only one of them verbalized it, I could sense that many of them felt there was an implicit question in our reunion: had I forgiven them, could I forgive them for the ostracism to which I was subjected in those days? I think that the answer to this has to be yes. Children can be thoughtless and cruel all on their own, of course; but in this case I do not see how they really had adequate defenses against a system that prescribed certain behaviors to them.

By sheer coincidence, I re-entered Germany with my wife, Marion, and our two sons and daughter exactly 30 years minus one day after I had left it – and at about the same time (9 p.m.) and at the same border station (Aachen) from which my parents and I had left just a few short days before the outbreak of World War II.

I remembered the streets as we came into Horn, the town where I lived until I was 13. I had been away from it for 32 years and it was a strange sensation to drive back into it in our first full day in Germany. I told the family that “here is where the Post Office was located,” and found that it still stood there. And later remembered, after I had made a trip in vain, that it was closed for a couple of hours in the early afternoon, a German custom we had to get used to. I drove right to the *Marketplatz*, the central square, parked the car, got out, and stood in front of “our” house. It was very much as it had been 32 years ago, and I just stood and looked at it for a while before we went into the hotel, which is also located on the square. I introduced myself to the owner, who had been a friend and playmate during my childhood, and then we settled down in three very comfortable, pleasant, and cheap rooms in the remodeled hotel – a very old institution in the community, the building itself at least two centuries old.

The original part of the city was very much as I had remembered it – with two exceptions. Everything was so much smaller, and distances so much less, than I remembered from my childhood. And it was much cleaner. From earlier times, I recalled certain not too pleasant odors, emanating from compost heaps. (I have decided that I have no emotional attachment to these odors!). The houses are extremely clean and well taken care of. The streets are quiet and attractive – all but the main street which carries a very large amount of traffic. I think I walked every inch through all the streets of the old city, remembering that a friend used to live here, a certain shop used to be located there. The city, like almost all old German cities, was once

surrounded by a wall, parts of which are still standing. There is also the old castle which is now used as a local museum. I visited the building in which the old Synagogue had been located. At the time I grew up, there were only five Jewish families left in town, and only two children, Hildegard Blank, who died in a Concentration Camp, and myself. A town history which two friends gave me as a present records that in the nineteenth century there had been a far larger Jewish congregation; it also records that in 1810 two of my ancestors – Aschoff (my paternal grandmother's family) and Sondermann – were among the registered residents of the community. Even prior to that time, the Sondermanns lived in or near the city, but since German Jews took last names only in the late eighteenth century, the family is not easy to trace. (Prior to that time, they were simply known as "So-and-so, the son of So-and-So"; in my family, the names of Abraham and Simon were always alternated for the oldest son).

I was born in late 1923. My arrival coincided with the end of the inflation in Germany, which had brought the value of the mark down to virtually nothing, and my Dad used to say that the house and I were the only things he had when the inflation ended and stable currency was reintroduced. The population of Horn was around 3,000 when I lived there; I hear that now it is about 6,000.

I was an only child. Yet, though our immediate family was small, the "extended" family was very close. Our household consisted of my parents and me and always a grandmother – first Grandmother Sondermann (Oma Liese), and then, after her death, Grandmother Eltzbacher (Oma Meta), since Grandfather Eltzbacher had died in 1929. But there were uncles and aunts and cousins who frequently came to visit, including second cousins – all of whom were very close. My father had two sisters, who died rather young. Both of them had children: my cousin Hans, who now lives in Indianapolis, and my cousin Anne, who died in a Concentration Camp. My mother had a brother, Josef, to whom we were especially close. He and his wife Hilde had no children; both of them also perished during the Nazi period. My grandmother, however, had been one of ten children, and that accounts for most of the relationships I remember. We would exchange frequent visits, and I really felt as if I belonged to a very large, and nice, family.

We were not wealthy, but there was always enough to go around. My father had a small store – Men's and Women's Clothing. The store occupied about half of the downstairs of the house in which we lived; the other half was a combination of living room/office; then came a small room for the piano, a hall, a kitchen and another room which later became a sitting room for Grandmother Eltzbacher when she moved into the house. It don't recall what it was prior to that time, except that I once lay in it for six weeks with measles or scarlet fever, and after I had recovered, the room had to be "disinfected," which meant the wallpaper had to be steamed off and burned, and other sanitary rites performed.

Upstairs there was a large dining room, used only on "state occasions", my parents' bedroom, my own small room, a maid's room, a bedroom for my grandmother, and the bath. It was an old house, just how old, I am not sure. My mother remodelled and modernized it considerably, and on the outside it looks today as it did when I left it. In the back there was another house, used for storage of coal and other implements, and in the rear was a very small garden.

The house had been in my family for a long time. I think, my grandfather was born in it, and that must have been in the 1850's. Just how long before that it was in the family is not known to me. It is located right in the central spot of the town, facing the Town Square, with the City Hall off to one side and the leading hotel to another.

I don't really remember a great deal of my youth, except that I think most of it was very happy. My parents lived a harmonious life. They liked to entertain friends some of whom referred to our house as a "Public

House”, which in German has somewhat different connotations than in English. There was hardly a Sunday but that friends would drop in for dinner or a cold supper. We took many trips, to various resorts and to visit my grandparents who lived in a small village about 40 miles away, where they had a lovely new house and a big garden with strawberries in it. I could pick them for breakfast. There were other trips to visit other members of the family, especially to Duesseldorf. In the later 1930’s I usually spent my summers with cousins in Holland, to get out of Germany for at least part of the year. Since I came from the state where Prince Bernard, the husband of the then Crown Princess Juliana was born, and since I had gone to school with his cousin, Prince Armin, I remember being quite the “big cheese” among my Dutch friends.

I started school in 1929. One of my first memories was an Assembly to celebrate the departure of the last French troops from the German Rhineland. We heard patriotic speeches and sang “Die Wacht am Rhein” – The Watch on the Rhine – in honor of the occasion. I can still hear it. Interestingly enough, on the evening before I received my Ph.D. from Yale in 1953, Marion and I went to a concert of the Glee Club, and one of their selections was the same song which I had sung on one of my first days in school. It had different lyrics, of course, but it struck me as a strange coincidence that my formal education should be bounded on both ends by this particular melody.

I must have gone to the regular *Volks-Schule* for four years, until I was 10. Then I was sent to a very small private school, the *Rektorschule*, which occupied two rooms in an old public school building, and which was presumably a kind of transition to higher education. Here is where I started to learn English. I remember that on the first day of English classes, the teacher picked up a pin and said, loud and clear, “This is a pin!”. All of us were convulsed with laughter, we had never heard anything funnier in our lives. After these two years, I went for two or three years to the *Mittelschule* in Detmold, about nine miles away. My recollection is that the German educational system at the time was as follows: if you wanted to pursue a university education, you attended the Gymnasium; if you wanted to go into some other profession which did not require university training, you went to a *Realschule*. To prepare one for business and commerce, the *Mittelschule* was created.

My recollection is also that, by the time I was ready to go, Jews could at most go to the *Mittelschule*. By now, we were well into the ‘30’s, of course. I remember the day Hitler took power, January 30, 1933, because it was the same day my grandmother, Elise Sondermann, died. Her funeral a few days later was an impressive event. The plain pine coffin, covered only by black cloth out of my Dad’s store (I think I remember his measuring it off, though perhaps I only imagine that); the horse-drawn funeral cortege with hundreds of people walking behind it, my Dad and I in the front row. My grandmother had been an institution in the community. One thing I remember about her were the literally dozens of baskets of food which she prepared each Christmas for the poor people in the town. I had to help our maids deliver them in person. My mother kept this up for a couple of years after 1933, but later the bad times were upon us, and the custom was discontinued.

I also recall coming home from a school excursion a couple of months later – April 1, I think – to see the people standing in front of our store. My Dad had been forced to put a sign in the display window to the effect, “Don’t buy from me. This is a Jewish store.” The business steadily declined. By 1936 and 1937, there were days when not a single customer entered the store. My mother thought we should stay put anyhow, that the madness could not last. My Dad thought otherwise, and finally, in 1937, we left Horn and moved to an apartment in Cologne, which we shared with an elderly uncle and aunt of my mother. They were more or less “boarders” with us, and presumably helped financially to sustain the family. I don’t know what we lived on in those years. Perhaps there were some savings, but in any event, there was no job for my Dad. It was a difficult time for him and for us all.

I left school in 1937, at 13, with no regrets. After my close friends, Joe and Karl Meyer left, first for Holland and later for America, I was the only Jewish student in a school of over 600, most of them members of the Hitler Youth. I would just as soon not think about that experience anymore. I do recall a couple of funny incidents. I won the first prize in an essay contest, and was asked to withdraw my entry, because the prize simply could not be given to a Jew. On another occasion in literature class, we were discussing Schiller's "William Tell", and the teacher, who was fairly influential in the Nazi party, asked how we, as Nazis, could defend the killing of the Austrian representative by Tell. No one knew the answer, so I thought I'd have fun and gave what I assumed was the correct one (because the deed was done for the Fatherland, what else?). The teacher buried his head in his hands, then looked at the rest of the class and said, "And *you* have to be told this!" My Dad was so delighted when I told him of the incident that he doubled my allowance for the week.

After leaving school and moving to Cologne, I took some private lessons in English and French. Then I was sent to Munich, where I spent a year living with a Jewish widow whose husband had been killed at Dachau Concentration Camp the previous year. She had a lovely apartment, overlooking the Isar River. I spent my days and most of my evenings learning to cook in a Jewish cooking school near the Central Station. (The place is now a Parking House, and Marion wanted to lay a wreath of flowers, in gratitude for the talents I acquired there.) The idea of training me to become a cook was that in our attempt to emigrate, it would help to know a trade – and that this was perhaps a good one for me. I enjoyed the work. Later, back in Cologne, I became an apprentice in a Jewish "Pension", where guests came to have their main meal of the day, so that they would not have to cook at home. I don't think I got paid – perhaps I got my meals free – but I do recall that there were a few days when everyone else was ill, and I, at age 14 or 15, had to prepare the meals for 30 to 40 boarders by myself – and somehow managed to get it done. I also remember that this "Pension" was in a building next to the Roonstraße Synagogue, and that in November, 1938, that Synagogue – like all others in Germany – was burned in retaliation for the shooting of a German Embassy official in Paris by a young Polish Jew. I went to work that morning, not knowing what had happened. During the day, a crowd gathered, the Synagogue burned, and there was a real possibility that the adjacent house where I was would also be burned. I escaped over a back fence and ran towards home – pursued by some young Nazis. I finally managed to get into a taxi and reach home safely. These are some of the less pleasant things about Germany that one remembers. There are others, too.

We tried to emigrate from Germany for a number of years, but it was not as easy as it sounds. At first my Dad was anxious not to lose everything he had – not that we had all that much, but we managed to live rather comfortably. He made a trip to Italy and came back with a proposition to "buy into" a factory in Milan. Then it appeared that about half of his belongings would be confiscated by the German government if he went through with that project, so the plan was abandoned. It is interesting, and would be funny if it hadn't been so grim at the time, that when we finally left Germany, we had a suitcase apiece and DM 10.00 – roughly the equivalent of \$ 4.00 each, with which we arrived in New York. Another time Dad travelled to Holland to see what business connections he might make there, but nothing came of it, except a plan to send me to Holland, so that I would be "safely" out of Germany. In retrospect, of course, I have much reason to be grateful that the project failed. All my relatives who had moved to Holland were overtaken by the German invasion of 1940 and eventually transported to extermination camps, where they were killed. Surely this would also have happened to me had I gone there. At last we concentrated on going to the United States, and Dad got a friend in Holland to put up \$ 10,000 as a guarantee that we would not be a burden on the public here. (The understanding was, of course, that we would never touch the money, and we never did.) Even so, it was a slow process because the American quota of some 35,000 German immi-

grants per year was heavily oversubscribed with Jews trying to leave. We had to wait two-and-a-half or three years before our quota number was even called up.

I remember travelling to Stuttgart where the American Consulate was located. (It still is, and I have recently given a talk there – a strange feeling to be back in a place where, in a real sense, one's fate was decided.) I remember waiting interminably in long lines to be questioned and examined. I also remember that the American doctor was inclined to reject me because of a small shadow that showed up on X-rays. We had known about this beforehand; it was a slight curvature of the spine and not TB, but we had to get the opinion of several doctors before the American officials were satisfied on that point. Finally they gave visas to my parents and me, but not to my grandmother, who had intended to emigrate with us, because the § 10,000 "guarantee" was insufficient. So my grandmother stayed behind and suffered the same fate as every other member of my family who didn't get out. It was a hard decision to make, and my mother never quite got over it. (I remember later, in Indianapolis, opening the last letter from my grandmother, in which she wrote about her impending deportation East; hiding it from my mother who found it nonetheless.)

My recollection is that our visas were granted in early summer, 1939. We then purchased tickets for the U.S.S. *Manhattan*, to leave from Hamburg in early September of that year, and made arrangements to pack our belongings, and dissolve the household. August, 1939, was a nervous month, with ever-increasing war-like gestures on the part of the Nazi government. Finally, the Nazi-Soviet Non-Aggression Pact was announced; it came like a bombshell and the meaning was perfectly clear. On August 25 the movers came to pack our furniture for the overseas transport (needless to say, we never received it – it got as far as Rotterdam, where it was bombed.) On the same day my Dad decided that the risk was too great for us to wait – that no American ship would be likely to come to Hamburg in early September anymore. He went downtown to the Belgian and French consulates, both of which were already closed. But he managed to rouse someone in each place to secure transit visas, and on the afternoon of August, 26, while the packers were still in the house, we took our suitcases, said the difficult good-byes to Grandmother, Uncle and Aunt, and took the streetcar to the main railroad station, to board an agonizingly slow train to the border. At Aachen, the border station, we had to change trains, and while we waited for the one to take us to Belgium, an SS man in his black uniform came to inquire about our mission. He had all of us thoroughly examined, and had my Dad confined for the better part of an hour – an hour when, in a sense, everything hung in the balance. Dad finally reappeared; he never said what had transpired. At last we were on the train and across the Belgian border. I understand that the border was sealed after our train had crossed it. After a day or two in Paris and one in Le Havre, we caught the ship in the later port. My Dad had been right: the *Manhattan* never made it to Hamburg. We were on the high seas, somewhere southwest of Ireland, when war was declared.

I had been afraid of the return visit to Horn, but I found that it was really a very satisfying and enriching experience. The people whom I met reminded me, on the whole, of pleasanter parts of my youth. I was particularly pleased to find how many of them remembered my parents and how highly they spoke of them – because surely my parents deserved the respect and the affection with which they were being remembered.

I saw very many people whom I knew from former days. On our first evening in Horn, Gerhard Kuehlemann, now manager of a factory, came to have supper with us at our hotel. On the first afternoon, I went to the bank, where a girl, Magdalene Kiehl, who used to live across the market place from us when we were both children (and who still lives there), worked. It was quite an emotional experience to see her again after all this time, and I think we both choked up for a moment. We spent an evening with her, her sister, brother-in-law, and nephew. She never married. This is a family from which three brothers and cousins died in the last half-year of the war. The family were bitter about it, and about the former Nazis who, they said,

had made it big in the community again. Theirs always was, and obviously still is, a thoroughly decent and good family, who were very helpful to my parents in difficult times.

Another girl with whom I used to pal around as a child is now married to the chief of police. If someone had told me in 1937 that I would have coffee and cake in the home of the local chief of police, I should have wondered about the sanity of the prophet.

There were other former friends and acquaintances whom we saw again. The local physician is the daughter of the doctor who delivered me. Our mothers were close friends. Heinz Bohlemann now runs the local butcher shop which his father used to own – he was very touched to see me again and plied Gary and me with home-made *Wurst*, while immediately proceeding to tell me about all his physical ills and ailments, of which there are apparently many, some of them war-connected. I drove to a filling station which had the name of a former school-mate on the window, tanked, and then asked the owner whether the name “Fritz Sondermann” meant anything to him. He said yes, he had gone to school with someone by that name. When I told him who I was, he was absolutely stunned – but then he recovered and we had a nice talk. Another former friend, Rudy Rose, was the only one who explicitly asked me how I really felt back in those years when all my friends, one after the other, had to drop me – he had often thought about it and wondered whether I had been able to forgive him and the others. (Later, when I had written him a note from Munich which I signed “Your friend Fred,” I received a very touching reply, thanking me for reviving the former friendship.) What he explicated, however, was something which I felt was implicit in the other relationships as well.

An old teacher, Mr. Reineking, now in his eighties, came to the hotel to meet me. He told me he had been involved, as an arbitrator or factfinder, in a situation involving my Dad’s business. The wife of the local clergyman had been reported as still trading in a Jewish store, by some Nazi who claimed to have seen her come out of our front door. She denied it, and he, the teacher, was appointed to find out the truth of the matter. He exonerated her and himself by “finding” that the charge was unprovable, that the person who had submitted the report had stood in a spot from where one could not clearly see from which of a number of doors a person was emerging. An incredible story, all the way around. Marion was quite turned off by it. Why hadn’t he simply said that it was nobody’s business where anyone did her shopping? I have somewhat more sympathy with his predicament and that of all others who were similarly involved – and caught.

We left on Saturday morning. I could not help but remember the last previous time I had left the city – by getting on the streetcar in front of our house, to get to the next larger town, where to catch a train to the Rhineland where we were going to live. (My parents stayed a few days longer, presumably to wind up affairs.) I recall looking back at our house as long as I could, wondering whether I would ever see it again. I remember, too, not saying good-bye to anyone, and no one’s saying good-bye to me. This time, it was different. The owner of the hotel came out to see us off. Magdalene Kiehl came across the square with several bags of candy and fruit to see us through the day’s journey, her sister stood in the doorway to wave, the police chief came from his office across the square for a last talk with us – this is how I remembered my second exodus from the town of my birth. It is a much nicer memory than the first.

I am trying not to become maudlin about Germany and the Germans, particularly about those of the war and pre-war generation. Their government, in their name (if not always with their approval), committed some of the most terrible crimes recorded in all of human history. Assuredly they were not maudlin about the destruction they caused in Poland, in Britain, in Belgium, and everywhere else where their armies and airplanes operated.

I tried to explain to one of my friends that, from my point of view, the war against Hitler Germany had been justified. I think he could understand that – I could see he was trying very hard to understand it – but I don't expect him to be able to share it. My next-door neighbour, a bright and intelligent young engineer, once said – after I had told him that I had been stationed in the Pacific during the war – “How lucky for you; it would no doubt have been very difficult for you to fight against Germany.” I started to tell him that it wouldn't have been difficult at all – in fact, that I had been disappointed not to be given the chance – but I gave it up as one of those hopeless attempts to communicate across a gap. I think it is well to realize that such a gap does exist.

Still it strikes me as interesting and important that during that time – in the early and mid '40's – I never gave a thought to what the war must have meant to Germans themselves, in human and physical terms. I read in a paper that the total number of Germans in the military forces who were killed exceeded two million and that another two million were lost, captured, or seriously wounded – that, in short, one out of every five adult German males was a victim of the war. Add to this the number of civilians who were killed and maimed, and the total becomes truly staggering. It bothers me that I never thought about this at the time it happened. Had I thought about it then, I might well have concluded that it served them right – but can that position really be sustained, when the cost of war is borne, by others than those who were responsible for the war in the first place? I worry: am I really that insensitive – or is my lack of concern in the past just a reflection of being far away, or of an underlying sense of revenge for what so many of my family had to suffer at the hands of the Nazis? I have no convincing answer.

I should mention here that I have been particularly impressed by the fact that the history of the 1930's is remembered in Germany. It was a rare morning that I didn't find some reference to it in the *Sueddeutsche Zeitung*. Maybe that excellent paper is an exception, but I have found similar items in other papers and journals. Whether it be a report on trials of suspected Concentration Camp guards, the dedication of a memorial stone where the old Synagogue stood, references to the German past in discussions of the recent revelations about the My Lai massacre – whatever it is, I am happy to see that there does not seem to be a conspiracy of silence to relegate that dark chapter of Germany's recent past to a deep and dark, unknown and undiscussed theme.

My boys and I, by the way, did visit Dachau Concentration Camp and spent a sobering morning there. I felt this was necessary for their education and also for mine. Yet, as we approached it, I felt a terrible reluctance to go through with the visit – and then felt ashamed of myself for being afraid to go in under the conditions in which I found myself, when so many people had no choice, and must have known that they would never come out alive.

Dachau contains an excellent museum and the most impressive sculpture – of men caught in barbed wire – that I have ever seen. But for the rest of it, it is quite impossible today to recapture the horror which it must once have been. A sample cell-block still stands; the others are torn down and only their foundations are outlined. The present museum is the former administration building. Parts of it were the former maximum security prison, as I recall. The large square in front of it, now dominated by the sculpture, is where the prisoners were assembled, and often some executed in the sight of their fellow prisoners. The crematorium also still stands, and it takes a great effort to force oneself to enter it. It is surrounded by mass graves, now beautifully landscaped. A Protestant Chapel, a Catholic chapel with adjoining convent, and a Jewish chapel complete the complex of what was the first major Concentration Camp in Germany.

The citizens of Dachau try very hard to erase the association of their city with this monstrous institution – or, if not to erase it, to superimpose another image upon it. Coming out of the camp-site, one sees a large

sign calling attention to the centuries-old tradition of Dachau as an artists' town, and inviting one to visit its churches, its castle, and its other important sites. I can understand their desire to dissociate themselves from the name of the camp, but I am afraid it won't work for them anymore than for the citizens of Sachsenhausen, Auschwitz, Bergen-Belsen, or the other localities whose names will forever be associated with blots on the human record. I think that our visit, painful as it was, was an important part of our trip. It helped my sons to understand the ambivalence of my feelings toward the country and the society from which I came and to which I had now, temporarily, returned.

I found that, for me at least, there was no ambiguity at all about my own position upon this return visit. I was in every respect – not just legally, but more importantly psychologically – a foreigner. I am sure that, as a child, I was affected by my physical and social environment, though I think that the environment affecting me most of all was that of my parents' home and their personalities – more so than the community in which they and I lived. I was moved when I visited the cemeteries where my paternal grandparents, my maternal grandfather, and many other members of my family were buried, especially since I was perhaps the first person in a decade who had visited either place, and perhaps the last one who might ever do so. I had feelings when I visited the spot in the city of Detmold on which had once stood the Synagogue in which I had my Bar Mitzvah in 1936. Like all other Synagogues, it was destroyed in the "Crystal Night" of 1938. Now a small park occupies the site, and a plaque is inscribed with the quotation from the prophet Malachi which had once been over the front door of the old building: "Have we not all one Father, Hath not one God created us – Why, then, do we deal treacherously brother against brother and destroy the bond which God has created?"

But in spite of these personal moments, I was clearly an outsider, clearly a different person than when I had left. And I think this situation gives me some of the detachment which is necessary to address the enormously difficult question of a Jew's attitude toward Germany today, 30 years later. I am sure that every one of us must answer that question for himself. I have a difficult enough time answering it for myself – too difficult by far to try to "sell" my answer to anyone else. My personal answer, forged out of the experiences of the last several months, is something like this:

One cannot forget what happened. The record is too enormous to allow such an easy escape. Nor can one forgive. Again, the deeds were so incredible, of such non-human scale, that human forgiveness is both impossible and in a sense irrelevant. But one can, I think, do some other things which place both the question of forgetting and forgiving in a different context than if they occupied the center of one's concerns:

In the first place, one can remember that the Germans also suffered enormously in those years. Proportionately, to be sure, Jews endured more than others, but Dachau contained as many or more non-Jews as Jews. Too, I was struck by the enormous destruction of property and, more importantly, of life and health which was the price the Germans – Nazis and non-Nazis alike – had to pay. I don't know how one figures a calculus of death and injury, when each single case hits those affected with a total impact. But I think we need to remind ourselves of something that, during and after the war, I had tended to overlook: the Germans paid a heavy price for the misdeeds of their government, their society, themselves. We can at least be conscious of this fact.

Secondly, one must make distinctions among Germans, however difficult it is to do this. A number of them fought courageously against the regime, with incredible odds against them, and usually with fatal consequences. Just why the Western allies did not make common cause with the domestic opposition to Hitler is a difficult historical question. A larger number of Germans were appalled but felt helpless. Some collaborated with the regime in some respects but opposed it in others. And some, of course, were wholeheartedly

in support of what was done. It is no longer easy – it may not even any longer be possible – to disentangle exactly who did what and why in those years. But surely, for instance, the young generation, now in their twenties and thirties, cannot be burdened with whatever guilt their parents must carry.

Then, it seems to me that Jews, of all people, should eschew the practice of ascribing to groups the characteristics of individuals. This is precisely what the Nazis did to them. An article in *Die Zeit*, an excellent newspaper, made this point in referring to the Sharon Tate murder case. The author said that to hold all hippies responsible for what one particular group of them is alleged to have done was equivalent to the situation in Germany in the 1930's; when Herr Schmidt killed someone, it was Herr Schmidt who was the murderer; if Herr Cohn did it, it was the Jews! It seems to me that no one should be more ready and able than Jews to see through the practice of ascribing individual characteristics to whole groups, because Jews have for so long been on the receiving end of precisely this practice – and with devastating consequences.

And finally, I think that in shaping my attitude to the Germans, I can now go beyond the categories of “forgiving” or “forgetting”, and attempt to go on from where we were a generation ago – transcend, as it were, the past and look toward the future. I know that there are extremist elements in Germany, which worry me; just as there are in this country where, at the moment, they worry me even more. But I also feel that the traumatic experience through which the Germans have come has given a better chance than ever before for creating a more decent, humane, just, and sensitive society. It is an act of self-interest, and also one of justice and charity, to encourage those elements in the German society which are moving toward such a future, to give them the kind of understanding and support which is all the more meaningful because it is grounded in the transcending of a tragic experience.

Pauline Roseboom (1890 – 1943) **Der „Euthanasie“ entronnen, dem Holocaust zum Opfer gefallen¹**

von Alexandra Gell und Evelyn Hubrich

Die besondere Tragik der Biografie Pauline Rosebooms besteht darin, dass sie im Jahre 1940 der NS-„Euthanasie“ entging, um drei Jahre später im Ghetto Theresienstadt den Tod zu finden. Der folgende Abriss ihrer Lebensgeschichte stützt sich auf ihre Patientenakte im Hauptarchiv Bethel in Bielefeld.²

Pauline Roseboom wurde am 28. März 1890 als Tochter des Schächters Jehudi (genannt Gottfried) Roseboom und seiner Ehefrau Friederike, geborene Goldschmidt, in Leer/Ostfriesland geboren. Aus den Unterlagen geht hervor, dass Pauline einen Bruder hatte. Näheres ist nicht zu erfahren. Als Pauline drei Jahre alt war, starben ihre Eltern an Schwindsucht. Deshalb kam sie zu ihrem Großvater Isidor Goldschmidt nach Drebber im Kreis Diepholz. Zu ihrem Vormund wurde *Horst* Roseboom, ein Onkel aus Leer, bestellt. Bis zu ihrer Aufnahme in Bethel wohnte sie bei ihrem Großvater in Drebber und besuchte dort mit mäßigem Erfolg die Vorschule.

Seit ihrem 11. Lebensjahr litt Pauline unter epileptischen Anfällen, die sich später häuften. Es wurde vermutet, dass das Verschlucken eines Nickelstücks (20 Pfennig) die Ursache dafür gewesen sei. Ihr Vormund bemühte sich um die Aufnahme in Bethel. Am 29. April 1903 kam sie in das Haus Bethsaida. Dort wurde ihr Geistes- und Gesundheitszustand überprüft, und sie wurde als „leicht schwachsinnig“ eingestuft. Die Landesdirektion in Hannover schickte ihr später fehlende Sachen zu, die städtische Armenverwaltung war zuständig für die Finanzierung der Anstaltsbehandlung.

Das weitere Leben Paulines war geprägt durch viele epileptische Anfälle, die teilweise sehr schwer waren. Außerdem musste sie sich mehreren Operationen unterziehen. Sie betrafen die Hüfte, die Nierensteine und den Blinddarm. Ihr Gemütszustand wurde zu dieser Zeit oft als schlecht beschrieben, was sicherlich eine Folge ihrer angegriffenen Gesundheit war.

Die Familie mütterlicherseits war um regelmäßigen Kontakt zu Pauline bemüht. In ihrer Akte finden sich zahlreiche Postkarten, die von großer Anteilnahme an ihrem Leben zeugen. Wiederholt luden Verwandte sie zu sich ein. Es kam allerdings vor, dass Pauline krank war und ihre Verwandten nicht besuchen konnte. Ein anderes Mal nahm sie aber zum Beispiel an einer Konfirmation im Verwandtenkreis teil.

Hier wird deutlich, dass Verwandte aus der Familie der Mutter zuvor schon zum evangelischen Glauben konvertiert waren. Dagegen war Pauline – wie ihre Eltern – „mosaischen Glaubens“. In Bethel nahm sie jedoch in den Jahren von 1905 bis 1907 am evangelischen Konfirmandenunterricht bei Pastor Friedrich von Bodelschwingh d. Ä., dem Leiter der Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth, teil und besuchte fortan die Gottesdienste in der Betheler Zionskirche. Paulines Wunsch, getauft zu werden, ist in den Quellen bezeugt. Dies scheint in der jüdischen Verwandtschaft Paulines auf Widerstand gestoßen zu sein: Schon 1904 verhandelte man jedenfalls über eine Verlegung Paulines in ein jüdisches Heim. In einem Schreiben des

¹ Der folgende Text ist in einem Seminar Prof. Hans-Walter Schmuhs im Wintersemester 2007/2008 an der Universität Bielefeld entstanden. Er wurde 2008 in der von Prof. Schmuhs zum Seminar herausgegebenen Broschüre „Zwischen allen Stühlen. Christen jüdischer Herkunft in Westfalen unter nationalsozialistischer Herrschaft“ veröffentlicht. Die Rosenland-Redaktion dankt den beiden Autorinnen und Prof. Schmuhs für die freundliche Erlaubnis zur Verwendung des Textes.

² Hauptarchiv Bethel, Patientenakte 16768.

Landesrabbiners vom 19. Mai 1904 an den Lehrer Nagel in Diepholz war von einer Verlegung Paulines nach Neuwied die Rede. In seinem Antwortschreiben vom 22. Mai 1904 warnte Nagel: „Die Anstalt Bethel ist geeignet, Pauline Roseboom dem Judentum zu entfremden und allmählich dem Christentum zuzuführen.“ Diese Besorgnis sollte sich auf lange Sicht bestätigen: Am 13. Februar 1925 wurde Pauline von Pastor Theodor Schlatter, dem Dozenten für Neues Testament an der Theologischen Schule Bethel, getauft.

Am 10. November 1921 stellte der zuständige Stationsarzt den Antrag auf Verlegung Paulines auf eine andere Station, weil sie für Bethsaida nicht mehr geeignet sei. Am 15. November 1928 schrieb Herrmann Goldschmidt aus Leipzig, vermutlich ein Cousin, an Pauline. Er bat sie, sofort zu seiner Mutter zu fahren, weil es ihr sehr schlecht gehe, und um Nachricht, ob und wann sie fahren würde. In einer Randbemerkung des Stationsarztes Dr. Freise auf dem Brief heißt es allerdings: „Es ist ausgeschlossen, daß Pauline ihre Tante pflegt. Ein Besuch wegen Wiedersehens ist aber möglich.“ Am 9. Januar 1929 bat Freise die Bethelkanzlei um Auskunft über den Zustand der Tante. Diese lag im Krankenhaus, und Pauline wusste nichts über ihr Befinden. Freise meinte, Pauline würde es besser gehen, wenn sie Bescheid wüsste. Man kann daraus folgern, dass sich Paulines Gesundheitszustand Ende der 1920er Jahre deutlich verschlechtert hatte.

Mit einem Schreiben vom 8. Oktober 1930 bat der Kreisausschuss Leer den Bezirksfürsorgeverband zu prüfen, ob Pauline unbedingt der Anstaltspflege bedürfe, denn die Kosten seien zu hoch. Diese Anfrage ist vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise zu sehen. Die Antwort des zuständigen Arztes fiel allerdings eindeutig aus: „Eine Entlassung der Kranken ist aufgrund der Fortdauer der Epilepsie nicht möglich.“ Die Verhandlungen um eine Entlassung der Patientin aus der Anstaltspflege zogen sich indessen bis in das „Dritte Reich“ hinein. Am 2. Oktober 1934 verlangte der Vorsitzende des Kreisausschusses Hannover, Pauline solle versuchsweise in das israelitische Altersheim nach Emden verlegt werden – hier machte sich bereits die NS-Judenpolitik bemerkbar, sollte doch die Christin jüdischer Herkunft in ein jüdisches Heim verlegt werden. Bethel äußerte sich dazu vorsichtig ablehnend: „Einer Entlassung der Pauline steht nichts entgegen, da sie selten Anfälle hat und geistig intakt ist. Es wäre aber unbillige Härte, da Bethel ihre zweite Heimat ist.“ Freise beschrieb die Patientin am 11. Dezember 1934 zwar als „geistig frisch“ und urteilte dann: „Sie gehöre nicht in eine Irrenanstalt, ist aber auch nicht für eine Familienpflege geeignet.“

Mit dem Erlass der Nürnberger Rassengesetze vom 15. September 1935 verschlechterten sich die Lebensbedingungen für die deutschen Juden. Bei diesen Gesetzen handelte es sich um das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ („Blutschutzgesetz“) und das „Reichsbürgergesetz“. Auch auf Paulines Leben wirkte sich die NS-Rassen- und Erbgesundheitspolitik aus. So wurde sie in der Annahme, ihre Epilepsie sei erblich bedingt, zur Sterilisierung angezeigt. In ihrer Krankenakte ist aber unter dem 17. September 1936 vermerkt, dass die Unfruchtbarmachung nicht erfolgte. Sie war auch nicht mehr nötig, da sich Pauline zu diesem Zeitpunkt nicht mehr im gebärfähigen Alter befand. Als eine weitere Folge der NS-Rassenpolitik ist anzusehen, dass alle Juden einen Zweitnamen tragen mussten, der auf ihre jüdische Herkunft hinwies. So erhielt auch Pauline am 12. Oktober 1938 ein Schreiben mit dem Hinweis, dass sie ab sofort den zweiten Vornamen „Sara“ zu führen hatte. Aufgrund des „Reichsbürgergesetzes“ wurde von den Juden ein Abstammungsnachweis verlangt, das Führen von Kennkarten mit Lichtbild wurde für Juden Pflicht. Am 6. April 1939 erging an die Anstalt Bethel ein Brief mit der Forderung des Abstammungsnachweises für Pauline Roseboom. In der Antwort vom 14. April 1939 hieß es: „Die Eltern sind verstorben. Es gibt einen Bruder, aber sein Verbleib ist unbekannt.“ Weitere Verwandte wurden nicht aufgeführt.

Im Oktober 1936 sollte Pauline erneut in ein israelitisches Heim verlegt werden. Ihr Pastor in Bethel setzte sich aber für sie ein, schrieb an die jüdische Kultusgemeinde, Abteilung Fürsorge, und bewertete das Vorhaben als unbillige Härte für Pauline. Der Versuch, Pauline anderweitig unterzubringen, scheiterte schließ-

lich an der fachlichen Einschätzung Prof. Dr. Werner Villingers, des Chefarztes der Anstalt Bethel: „Pauline Roseboom ist nicht geeignet für eine private Irrenanstalt und für die Familienpflege. Ihr Charakter ist verändert. Sie ist reizbar, launisch und in schlechtem körperlichem Zustand.“ Ein ärztliches Attest als Anlage belegt, dass Pauline in Bethel verblieb, weil sie im Jahr 1925 zur evangelischen Kirche übergetreten war. Deshalb wurde sie nicht in ein Heim nach Emden verlegt.

Am 21. September 1940 wurden acht Patienten jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung von Bethel aus in die Landes-Heil- und Pflegeanstalt Wunsdorf bei Hannover verlegt. Von dort aus wurden sie wenige Tage später in das ehemalige Zuchthaus Brandenburg verschleppt und in der dort von der Zentrale der

Zu- u. Abzugs- daten	Wohnungen, Zugangs- und Abzugsort
30.10.40.	von Synagoge Fried. Str. = Lafeld, Petristift 266 u. Goltsk. & im Diakonissenhaus
5.3.43	angewiesen aus n. Grotte st. 6
28.7.42.	abgemeldet aus n. Theresienstadt

„Aktion T4“ eingerichteten Gaskammer ermordet. Pauline Roseboom blieb dieses Schicksal erspart. Sie kam vor dem Abtransport durch die Vermittlung des Pfarrers Heinrich Kötter in das Kranken- und Siechenhaus Petristift nach Heepen. Ortsgruppenleiter Obermeier gab nach dem Zeugnis von Pastor Eduard Wörmann seine Zustimmung.³

Am 12. Dezember 1940 verfügte ein Runderlass des Reichsministeriums des Innern an alle nachgeordneten Instanzen, dass „jüdische Geisteskranke“ in der von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland unterhaltenen Heil- und Pflegeanstalt Bendorf-Seyn im Rheinland konzentriert werden sollten. Auch dieser Verfolgungsmaßnahme entging Pauline. Am 17. September 1940 war sie in das Diakonissenhaus Detmold verlegt worden. Am Ende geriet jedoch auch Pauline Roseboom in das mörderische Räderwerk der Deportation. Am 1. August 1942 wurde sie in das Ghetto Theresienstadt

*Pauline Rosebooms Schicksal
im Spiegel der Meldekartei der Stadt Detmold.*

deportiert, wo sie am 4. März 1943 gestorben ist.⁴ Eine Gedenktafel mit den Namen aller als Juden verfolgten Menschen aus Bielefeld und Umgebung am Bielefelder Hauptbahnhof erinnert auch an Pauline Roseboom.

³ Anneliese Hochmuth: Spurensuche. Eugenik, Sterilisation, Patientenmorde und die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel, 1929 – 1945. Bielefeld 1997, S. 137-142, 367-373.

⁴ S. <http://www.yadvashem.org>.

Marianne Faithfull an den Externsteinen

Der „Star Mountain“ als Schauplatz von Kenneth Angers Experimentalfilm „Lucifer Rising“

von Roland Linde

Die Externsteine mit ihren sehr wahrscheinlich im Mittelalter als Heilig-Grab-Nachbildung geschaffenen Anlagen umgibt in der öffentlichen Wahrnehmung die Aura geheimnisvoller mystischer Vorzeit.¹ Diese Aura hat auch immer wieder Filmemacher angezogen. Zu nennen sind beispielsweise: Leo von Königs „Die Hermannsschlacht“ von 1924 mit Georg Schmieter und Adolf Bassermann²; Harald Reinls „Die Schlangengrube und das Pendel“ von 1967 nach Motiven von Edgar Allen Poe, mit Lex Barker, Karin Dor und Christopher Lee; und Ralf Huettners „Die Jagd nach dem Schatz der Nibelungen“ von 2008 mit Bettina Zimmermann und Benjamin Sadler.³ Doch auch wenn man diesen Filmen einigen B-Movie-Charme zugesteht, so waren sie doch weit entfernt von irgendeiner filmgeschichtlichen Relevanz.

Ganz anders liegt der Fall bei „Lucifer Rising“, einem Experimentalfilm des kalifornischen Underground-Regisseurs Kenneth Anger.⁴ Anger ist Filmkennern weltweit ein Begriff und wurde schon vielfach gewürdigt (vgl. auch den anschließenden Beitrag von Michael Schmidt).⁵ Seine Filme sind vor einigen Jahren in einer zweiteiligen DVD-Edition wiederveröffentlicht worden.⁶ Zum düsteren Soundtrack von Bobby Beausoleil entfaltet Anger in den 28 Minuten von „Lucifer Rising“ lebende Bilder, die keiner stringenten Handlung folgen, sondern wie Traumsequenzen wirken.⁷

Eine der Szenen hielt eine Überraschung für mich bereit, als ich vor einiger Zeit den Film erstmals sah: Eine junge Frau, gekleidet in ein langes, graublaueres Gewand, die Haare mit einem Kopftuch verhüllt, das Gesicht grau geschminkt, liegt in einem offenen Steinsarkophag. Es ist Nacht. Die nächste Einstellung zeigt die Grabanlage in der Totalen und dieser Anblick irritierte mich durch seine Vertrautheit: Es ist der Sargfelsen unterhalb der Externsteine! Die Frau erhebt sich aus der Gruft und schreitet den Hang empor, um in der bruchlos folgenden Szene vor den Pyramiden und der Sphinx zu posieren. Die nächste Szene spielt wieder an den Externsteinen. Es ist nunmehr Tag, die Frau trägt jetzt die blonden Haare offen, hohe Stiefel und über einem dünnen Kleid einen schwarzen Kapuzenumhang mit rotem Futter. Und nun erkennt man auch, um welche Darstellerin es sich handelt: Es ist Marianne Faithfull. Die Kamera folgt ihr vom Kreuzabnahmerelief am Felsen I zum Treppenaufgang des Felsens III, über die hölzerne Brücke und schließlich in die Höhlenkammer des Felsens II, wo sie vor der Altarnische die Arme ausbreitet und die Szene wieder überblendet in einen ägyptischen Tempel. Die Bilder vom Aufstieg zur Höhlenkammer werden durch kurze nächtliche Sequenzen unterbrochen, in denen sechs Fackelträger den gleichen Weg nehmen.

¹ Vgl. Robin Jähne, Roland Linde u. Clemens Woda: Licht in das Dunkel der Vergangenheit. Die Lumineszenzdatierung an den Externsteinen, Bielefeld 2007; Uta Halle u. Roland Linde: Externsteine, in: Elke Treude u. Daniel Bérenger (Hg.): Ausflüge zu Archäologie, Geschichte und Kultur, Bd. 50: Ostwestfalen-Lippe, Ausflüge zwischen Detmold, Bielefeld und Porta Westfalica, Stuttgart 2009, S. 37-45.

² Eine DVD-Ausgabe mit Begleitheft ist 2009 in der Reihe „Westfalen in historischen Filmen“ des LWL-Medienzentrums für Westfalen, Münster, erschienen.

³ Zu den Filmen von Harald Reinl und Ralf Huettner vgl. die entsprechenden Artikel auf www.imdb.de und www.wikipedia.de.

⁴ Für Unterstützung bei den Recherchen zu „Lucifer Rising“ danke ich Michael Schmidt (Schöna) und Lars Thomsen (Erlangen).

⁵ Eine Einführung in das Werk Angers bietet: Jack Hunter (Hg.): Moonchild. The Films Of Kenneth Anger (Persistence of Vision, Bd. 1), London 2002.

⁶ The Films Of Kenneth Anger, Vol. I-II, Fantoma Films, San Francisco 2006/2007.

⁷ Leider ließ sich bis Redaktionsschluss die Rechtefrage nicht klären, darum musste auf Screenshots verzichtet werden. Mittlerweile finden sich aber Teile des Films auf den gängigen Videoplattformen im Internet.

Marianne Faithfull spielt in „Lucifer Rising“ die Rolle der Lilith. In biblischer und talmudischer Überlieferung noch eine Dämonin, sahen jüdische Autoren des Mittelalters Lilit(h) als erste Frau Adams, die ihm aber nicht untertan sein wollte und das Paradies verließ. Populär wurde die Figur der Lilith durch die neuere esoterische und feministische Literatur.⁸

Kenneth Anger (Jg. 1927), der durch sein Skandalbuch „Hollywood Babylon“ und den Film „Scorpio Rising“ bekannt geworden war, hat 1970 mit den Dreharbeiten zu „Lucifer Rising“ begonnen. Die Szenen in Deutschland und Ägypten entstanden im Sommer 1971.⁹ Im April 1973 folgte er einer Einladung der State University of New York in Buffalo und zeigte Studenten erste Ausschnitte des Films und der 1970 entstandenen deutschen Dokumentation „Kenneth Anger - Magier des Untergrundfilms“ von Reinold E. Thiel.¹⁰ Doch erst am 18. Dezember 1980 erlebte „Lucifer Rising“ seine Premiere im Whitney Museum in New York.¹¹

Finanziert wurde „Lucifer Rising“ von der britischen Filmförderung und vom Norddeutschen Rundfunk.¹² Die dritten Programme von WDR und NDR zeigten am 2. Dezember 1972 Kurzfilme Angers und die Dokumentation Thiels.¹³ „Kenneth Anger - Magier des Untergrundfilms“ wurde am 30. März 1982 wiederholt, am folgenden Abend zeigte der NDR vier Anger-Filme, diesmal auch „Lucifer Rising“.¹⁴

Die Arbeiten am Film zogen sich vor allem wegen des Soundtracks hin. Bereits 1969 hatte Mick Jagger (The Rolling Stones) ca. 11 Minuten Musik für „Lucifer Rising“ produziert, die Anger dann aber für einen anderen Film verwendete. Unvollendet blieb der Soundtrack von Jimmy Page (Led Zeppelin). Schließlich war es Bobby Beausoleil, ein wegen Mordes inhaftiertes Mitglied der Charles Manson-Bande, der die definitive Musik zu „Lucifer Rising“ schuf. Allein diese Namen machen den Film schon zu einem Fanal der dunklen Seite der Hippie-Ära. Jimmy Page und Mick Jagers Bruder Chris tauchen auch in kurzen Sequenzen des Films neben Anger selbst als Darsteller auf.

Der Star des Films war allerdings auch in der öffentlichen Wahrnehmung Marianne Faithfull (Jg. 1946). Mütterlicherseits entstammte sie der österreichischen Adelsfamilie Sacher-Masoch und wurde Mitte der sechziger Jahre als Geliebte Mick Jagers und Interpretin des Jagger/Richards-Songs „As Tears Go By“ berühmt.¹⁵ Weitere Hits folgten, doch das „It-Girl“ der Londoner Szene verfiel Ende der sechziger Jahre den Drogen, wovon ihr später auch von den Rolling Stones aufgenommener Song „Sister Morphine“ eindrucksvoll zeugt. 1979 gelang ihr ein Comeback mit dem Album „Broken English“ und der Hitsingle „The Ballad Of Lucy Jordan“. Faithfull ist bis heute als Sängerin erfolgreich und steht auch gelegentlich vor der Kamera.

⁸ Vgl. den Artikel „Lilit“ von Henrike Frey-Anthes in der Online-Enzyklopädie der Deutschen Bibelgesellschaft unter <http://www.bibelwissenschaft.de>.

⁹ Landis, S. 182 f.

¹⁰ Landis, S. 192.

¹¹ Landis, S. 236.

¹² Artikel „Lucifer Rising“ in der „International Movie Database“, www.imdb.com. - Die Angabe der IMDB, dass der Film vom NDR mitproduziert wurde, bestätigte die Pressestelle des NDR in einer E-Mail vom 12. August 2010.

¹³ Programmvorschau im SPIEGEL 49/1972; die Dokumentation von Reinold Thiel wurde bereits am 29. April 1970 vom WDR gesendet (SPIEGEL 18/1970). Vgl. die Informationen zu den einzelnen SPIEGEL-Ausgaben unter www.spiegel.de. Zu Thiels Dokumentation vgl. auch Bill Landis: Anger. The Unauthorised Biography of Kenneth Anger, New York 1996 (Taschenbuchausgabe), S. 179.

¹⁴ Programmvorschau im SPIEGEL 13/1982.

¹⁵ http://en.wikipedia.org/wiki/Marianne_Faithfull.

In ihrer ersten Autobiographie „Faithfull“ von 1994 erinnert sich die Sängerin an die Dreharbeiten an den Externsteinen: „The Star Mountain is an ancient neolithic place of worship in Germany.“¹⁶ Die Bezeichnung „Star Mountain“ lehnt sich offensichtlich an die esoterische Deutung des Externsteinenamens als „Egge-Stern-Stein“ ab, ebenso verweist die Einschätzung der Anlagen als „neolithischer Kultstätte“ auf die Theorien Walter Machalets und anderer Esoteriker. „There are two hundred stone steps cut into the mountain, and when the sun rises on the solstice, the rays go through an aperture and hit a sacred spot.“ Faithfull behauptet, die Dreharbeiten hätten zur Wintersonnenwende stattgefunden, doch dagegen spricht der auf den Filmsequenzen zu erkennende Vegetationsstand. Kenneth Anger, der in seinem Filmkommentar ebenfalls auf die Bedeutung des Rundlochs der Höhenkammer abhebt, hat sehr wahrscheinlich zur Zeit der Sommersonnenwende gefilmt.

„There I was, dope sick, climbing the Star Mountain. When I got to the top I remember seeing the sun shining through the aperture and hitting the rock, and then I blacked out completely.“ Faithfull hatte ihren Heroinvorrat aufgebraucht und bekam nun die Folgen des Drogenentzugs zu spüren. Sie brach zusammen und stürzte ihrer Erinnerung zufolge vom Felsen herab: „I came to as I was tumbling through the air and remembered in mid-fall that I had to do some somersaults and land on my feet. Which I did.“ Im Krankenhaus habe sie sich diversen Untersuchungen unterziehen müssen, doch der Sturz habe keinerlei Folgen gehabt, noch nicht einmal Blutergüsse. Ein äußerst unrealistisches Szenario, doch Faithfull meint es ganz ernst: „The reason I never tell this story is because it’s unbelievable. I’d learnt (...), that you don’t tell people these things. People think you’re raving.“ Doch es blitzt auch Faithfulls Sinn für Sarkasmus auf: Ihr Tod wäre ein perfekter Höhepunkt für Angers Film gewesen. „So there, Kenneth Anger! My magic was bigger than yours!“

Marianne Faithfull hält weder von Kenneth Anger noch von „Lucifer Rising“ allzuviel, im Gegenteil, der nach ihrer Ansicht überschätzte Regisseur von „kitsch occult“ habe sie in einer wehrlosen Phase für seinen „hocus-pocus satanism“ missbraucht. „By then I was a hopeless junkie. I used to feel that a lot of the bad luck in my life came from that film. I think I’ve worked that out, at least!“ Mit der Rolle der Lilith konnte sie sich allerdings identifizieren. „She is obviously one of the classic female archetypes (...) From the point of view of the patriarchy, of course, she is the pure incarnation of evil.“

Auch von Kenneth Anger gibt es Aussagen zu den Dreharbeiten an den Externsteinen, sie finden sich in den Kommentarsequenzen zur DVD-Ausgabe seiner Filme.¹⁷ Er nennt die Felsen mit ihrem deutschen Namen und erinnert sich auch noch an das nahegelegene „village“ Horn. Allerdings lokalisiert er die Felsen irrtümlich im „Black Forest“, der den Amerikanern spätestens seit Horst Jankowskis US-Hit „A Walk In The Black Forest“ von 1965 ein Begriff war. Anger bezeichnet die Externsteine als einen „sacred solar temple as ancient as Stonehenge“, der von den Nazis wiederentdeckt und für Initiationsriten der Hitlerjugend genutzt worden sei. Die Brücke zur Höhenkammer stamme aus dieser Zeit und sei mit Hakenkreuzen versehen. Anger erwähnt die phallische Form der Felsen und erläutert, dass durch das Rundloch der Höhenkammer zur Sommersonnenwende die Strahlen der aufgehenden Sonne fallen. Die im Film zu sehenden Fackelträger sollen Priester darstellen, die in der Nacht vor der Sonnenwende die Felsen besteigen.

Mit dem Sargfelsen, dem Kreuzabnahmerelief, dem Treppenaufgang und der Höhenkammer boten die Felsen Anger eine vielseitige Kulisse, die ihn sowohl durch ihre angebliche vorchristliche Kultfunktion als auch durch die Bezüge zum Nazi-Okkultismus faszinierte. Leider war vor Ort bislang nichts weiter zu er-

¹⁶ Marianne Faithfull u. David Dalton: Faithfull, London 1995 (Taschenbuchausgabe), S. 299f. - Faithfulls zweite Autobiographie (Memories, Dreams and Reflections, London 2007) geht auf die Dreharbeiten an den Externsteinen nicht ein.

¹⁷ The Films Of Kenneth Anger, Fantoma Films (San Francisco), Vol. 2, 2007.

mitteln. Beim Landesverband Lippe, dem Eigentümer der Felsen, liegen anscheinend keine Unterlagen und Anträge für eine Drehgenehmigung vor.¹⁸ Auch eine Sichtung der um den 21. Juni 1971 erschienenen Ausgaben der „Lippischen Landes-Zeitung“ blieb ergebnislos.

Doch es muss Zeitzeugen geben: Die Fackelträger waren wahrscheinlich einheimische Statisten, das Filmteam war vermutlich in einem nahegelegenen Hotel untergebracht (vielleicht in Horn?) und falls an der Geschichte von Faithfulls Unfall überhaupt etwas dran ist, müssten sich auch Krankenhausmitarbeiter (in Detmold?) erinnern. Merkwürdig, dass der Aufenthalt eines veritablen Weltstars von der örtlichen Öffentlichkeit unbemerkt blieb, während älteren Lippern durchaus geläufig ist, dass an den Felsen Filmszenen mit Lex Barker gedreht wurden.

Übrigens muss Anger auch eine weitere lippische Sehenswürdigkeit besucht haben. In der Szene, in der der ägyptische Hohepriester eine Frau tötet (das Geschehen wird nur angedeutet), erscheint ganz kurz ein emporgereckter Arm mit einem Schwert im Bilde, der dem Lipper vertraut ist: Es ist der Arm des Arminius, der Statue des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold.

¹⁸ Ich danke Herrn Arnold und Herrn Bley vom Landesverband Lippe für die Recherche.

Kenneth Angers Kunst der ästhetischen Vollkommenheit

von Michael Schmidt

Kenneth Anger ist der Godfather des Videoclips, der letzte wahre Romantiker, der immer das vollkommene Kunstwerk schaffen wollte und daher nur Fragmente und Skizzen vollendete. Sein über längere Jahre fast völlig brach liegendes und letztthin wiederentdecktes Werk besteht aus lauter kleinen Partikeln, aus Atomen, funkelnd wie Edelsteine, die immer wieder variiert, bearbeitet und geformt werden. Angers Umgang mit den Mythen der Popkultur und seine stilisierten, ikonoklastischen Bilder haben aber nicht nur MTV und die Clipkunst geprägt und beeinflusst, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Schnittmenge von dem vorweggenommen, was sowohl im Undergroundkino als auch im Mainstream inzwischen einen angestammten, nicht mehr wegzudenkenden Platz hat: kunstvolle Ausleuchtung, Überstilisierung und Zelebrieren des Augenblicks, das Entdecken der Magie in scheinbar ganz alltäglichem Geschehen. Motive und „Anger-Moments“ finden sich beispielhaft in Rainer Werner Fassbinders BERLIN ALEXANDERPLATZ – vor allem der Epilog mit seiner Verschmelzung spiritueller Motive und seinen von populärer Rockmusik untermalten stilisierten Ritualen ist Anger in Reinform. Auch Martin Scorseses AGE OF INNOCENCE oder CASINO sind zu nennen und populäre Blockbuster wie Robert Zemeckis FORREST GUMP genauso wie Filme von David Lynch oder Christopher Nolan. Aktuellstes Beispiel dürfte wohl INCEPTION sein mit all seinen Traum- und verschachtelten Meta-Ebenen.

Keine Spur von Lässigkeit, Trash oder improvisierter „Schlampigkeit“ ist in Kenneth Angers Werk zu finden. Seine Ästhetik funktioniert formvollendet, kunstvoll, ist Kunst-Handwerk und Kunstfertigkeit zugleich (er restauriert sogar in mühseliger Handarbeit seine Filmkopien in Museen in den USA und in Europa, damit sein Werk erhalten bleibt). Sein Perfektionismus und sein geschultes Auge für die Schönheiten alltäglicher Momente und für die Details sämtlicher Aspekte des Filmemachens halten seine Arbeiten daher auch in logischer Konsequenz in permanenter Bewegung.

KUSTOM KAR KOMMANDOS, ein nur knapp 3 minütiger Clip aus dem Jahre 1965, ist sowohl Juwel der Filmgeschichte als auch Essenz des gesamten Anger'schen Oeuvres. Ein kalifornischer Junge poliert mit einem Wattebausch seinen perfekt hergerichteten Wagen. Ursprünglich als sehr viel längere Filmdokumentation über die kalifornische Hot-Rod-Kultur geplant, stellte Anger hiervon letztlich nur wenige Minuten zu einem „Work-in-progress“ zusammen, eine Kalligraphie der weichen und sanften Töne, eine Studie aus Chrom, Pastell, Plüsch und zeitgemäßem „Schlager“. Allein die Titelsequenz wirkt kunstvoll wie von Hand gemacht. Ein eigener Custom-Teil für sich. In goldenen Lettern auf rosafarbenem Hintergrund erscheinen die Credits, jeweils unterbrochen durch stakkatoartige Zwischenschnitte auf Jungs und ihre Autos.

Alles passt zusammen und fließt ineinander: die Farben, die schwelgerischen Kamerafahrten und der Paris Sisters-Hit „Dream Lover“, der eine trancehafte Stimmung vermittelt. Eine Studie in Chrom wie aus 1001 Nacht und dabei sehr ying und yang: die rosarote Puderquaste liebkost das glatte, harte Metall.

KUSTOM KAR KOMMANDOS, das KKK erinnert an den Ku-Klux Klan, an Mysterien und an Geheimbünde. Zudem ist das „K“ im Griechischen der Anfangsbuchstabe für die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts und ein zentrales Zeichen in Aleister Crowleys Sexualmagie, seiner Magick, die dieser deswegen auch konsequent mit „K“ schrieb.

Auf Kenneth Anger Firmenlogo „Puck“ ist eine kleine Puck-Figur zu sehen, die ein Fähnchen hochhält, auf dem zu lesen ist: „What fools this mortals be“. Anger selbst behauptete einmal von sich, nie Freunde, sondern immer nur Bekannte gehabt zu haben.

Im Swinging London der sechziger Jahre macht er Bekanntschaft mit Mick Jagger und inspirierte diesen zu „Sympathy For The Devil“. Nach über zehnjähriger Dreh- und Arbeitszeit ist 1981 schließlich sein eigenes satanisches Opus Magnum fertiggestellt: LUCIFER RISING.

Das Idol Kenneth Angers heißt Aleister Crowley. Jener Weltmeister der Esoterik, Okkultist, Schriftsteller, Bergsteiger, Magier, Philosoph, Romantiker und vielleicht auch Scharlatan, der heutzutage diversen New Age-Anhängern vor allem wegen seiner Tarot-Karten ein Begriff sein dürfte und der in Dark Wave- und Heavy Metal-Kreisen mitunter als oberster Satanjünger verehrt wird, als „Beast 666“.

Aleister Crowley schöpfte ungeniert aus allen religiösen, magischen, mystischen, kabbalistischen, rosenkreuzerischen, alchimistischen, templerischen und freimaurerischen Traditionen. Er trat für die freie Liebe ein und experimentierte mit allen möglichen Drogen: Morphinum, Kokain, Peyote, Meskalin. Vergessen, verarmt und heroinsüchtig starb er schließlich am 1. Dezember 1947 in England.

„Bright Lucifer, all the colours, all the play of light“. Anger sieht seinen Lucifer ähnlich wie Milton Satan: schön und traurig. Und Angers Lieblingslucifer war Bobby Beausoleil, ein Dandy der Hippie-Ära, ein satanischer Engel der Flower Power-Generation. Eine Zeitlang bewohnt Kenneth Anger gemeinsam mit Beausoleil ein Appartement in San Francisco, aber schon bald darauf kommt es zum Bruch zwischen den beiden. Bobby B. schließt sich Charlie Mansons „Family“ an und wird 1969 wegen Mordes an Gary Hinman zu lebenslanger Haft verurteilt. Noch aus dem Gefängnis heraus komponiert Beausoleil dann schließlich doch noch für Angers Film den Soundtrack, nachdem Jimmy Page aus dem Projekt wieder ausgestiegen war.

Kenneth Anger, der coole Lederboy und heilige Sebastian, der Drifter und Solitaire. Ein Lebenslauf mit vielen Knoten und dennoch klarer Stringenz: Vom einstigen Kinderdarsteller mit einem Auftritt in Max Reinhardts A MIDSUMMER NIGHT'S DREAM bis hin zur Felsformation der Externsteine im Teutoburger Wald scheinen sich hier ganz unausweichliche Kreise geschlossen zu haben.

Aleister Crowleys oberste Prämisse und der Grundsatz seiner Religionsphilosophie lautete einst: „Every man and every woman is a star“. Dieser Satz scheint einfach und ist bei näherer Betrachtung doch hochkomplex. Kenneth Anger hat ihn auf Hollywood angewandt, auf das Kino, die Kunst und das Leben. Avantgarde, Underground, Bohème und das Übersinnliche – alle Künstler und Kultfiguren und Scharlatane des 20. Jahrhunderts finden Beachtung in Angers Werk. Und somit ist Anger, genau wie Crowley, ein wirklicher Magier, weil er es verstand, im Realen das Wunderbare zu entdecken.

Vom „völkischen Vorkämpfer“ zum Nationalsozialisten „bis auf die Knochen“. Der politische Werdegang des „Germanenkundlers“ Wilhelm Teudt¹

von Jürgen Hartmann

Einleitung

War der Detmolder „Germanenkundler“ Wilhelm Teudt (1860-1942) zeitlebens auf der Suche nach politischer Orientierung?² War er ein alter, passiver, womöglich etwas vergreister Mann, der ohne Kompass durch die politischen Läufe und Wirren des Kaiserreichs, des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Zeit irrte? War er vielleicht sogar ein Fehlgeleiteter, der sich letztlich den Nationalsozialisten anschloss, von diesen aber nur missbraucht wurde?

Will man sich Wilhelm Teudt erschließen, ist es unerlässlich, sich mit seinen politischen Einstellungen, seinem politischen Werdegang und auch seinem politischen Umfeld zu befassen. Es ist ebenfalls unerlässlich, die Schnittmengen in Augenschein zu nehmen, die zwischen Teudts Weltbild und der nationalsozialistischen Ideologie bestanden. Von besonderer Bedeutung in der Entwicklung ist vor allem Teudts Zeit in Lippe seit 1920, auf welche daher das Hauptaugenmerk gerichtet wird.

Kaiserreich und Erster Weltkrieg: Vom Konservativen zum völkischen „Christlich-Sozialen“

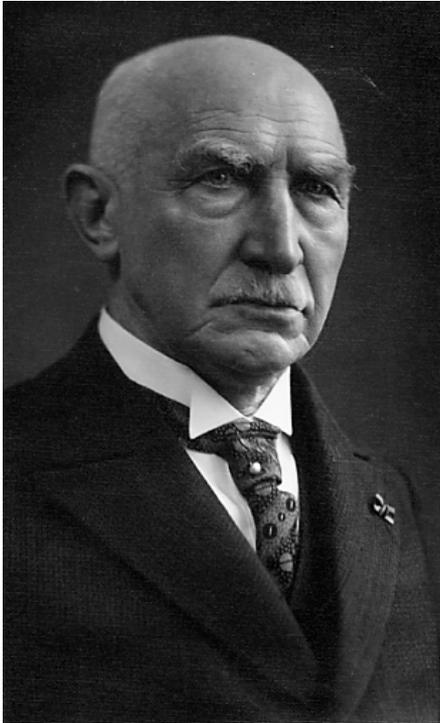
Politisch ist der Wilhelm Teudt des Kaiserreiches eindeutig dem konservativ-protestantischen Milieu zuzuordnen. Teudt steht stellvertretend für viele, die später am rechten Rand dieses Milieus, in der völkischen Bewegung, ihre politische Heimat fanden. Zum Ende des 19. Jahrhunderts gehörte Teudt zu jenen protestantischen Geistlichen, die sich aus Sorge vor der aufstrebenden Sozialdemokratie und den Gewerkschaften mit der so genannten Sozialen Frage befassten. Durch punktuelle Verbesserungen der Lebensbedingungen der Arbeiter- und Handwerkerschaft sollte die Sozialdemokratie geschwächt und letztendlich das wilhelminische ständestaatliche System gestützt werden. Teudt war spätestens seit 1892 Mitglied des Konservativen Vereins bzw. der Konservativen Partei.³ Hier fanden sich zahlreiche protestantische Geistliche wieder, die den Ideen Adolf Stoeckers und Friedrich Naumanns nahe standen. Antisemitische Ressentiments waren bei den Konservativen seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. In unterschiedlicher regionaler Ausprägung hatte die Konservative Partei die „Judenfrage“ zum beherrschenden Thema ihrer Agitation aufgebaut. Stoeckers „christlich-soziales“ Gedankengut mit einer ausgesprochen scharfen antisemitischen Komponente fand im Dezember 1892 Eingang in das Parteiprogramm der Konservativen. Dort wurde der Kampf gegen „den vielfach sich vordrängenden und zersetzenden jüdischen Einfluss auf unser Volksleben“ festgeschrieben.

¹ Überarbeitete Fassung eines vom Verfasser im Rahmen einer Diskussionsveranstaltung zur Ehrenbürgerschaft Wilhelms Teudts in Detmold am 26. Februar 2010 gehaltenen Kurzvortrags.

² Iris Schäferjohann-Bursian: Wilhelm Teudt im Detmold der 1920er Jahre - seine Suche nach Orientierung. In: Hermann Niebuhr/Andreas Ruppert (Hg.): Krieg - Revolution - Republik. Detmold 1914-1933. Dokumentation eines stadtgeschichtlichen Projekts. Bielefeld 2007, S. 415-458. Neben diesem apologetischen Beitrag sei verwiesen auf eine neue Studie von Julia Schöning: Der Germanenkundler Wilhelm Teudt - Ein völkischer Laienforscher auf dem Weg vom Keplerbund zum SS-Ahnenerbe. Unveröff. Manuskript ihrer Magisterarbeit (Universität Bielefeld), Bielefeld 2009.

³ Seinen vielleicht ersten politischen Auftritt absolvierte Teudt im März 1892 in der Generalversammlung des Konservativen Vereins in Bückeberg. Vgl. Schäferjohann-Bursian, S. 418.

Der Stellenwert der Beeinflussung seines Denkens durch Stoecker und Naumann wird deutlich im Wechsel Teudts nach Frankfurt am Main 1894, wo er die Nachfolge Friedrich Naumanns im Verein für Innere Mission antrat.⁴ Deutlich wird die Nähe zur „christlich-sozialen“ Ideologie auch in seiner ersten bekannten größeren Publikation, einer Broschüre mit dem Titel „Nationale Ansiedlung und Wohnungsreform“, die er mit Jakob Latscha 1899 herausgab. In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts veröffentlichte er zahlreiche Broschüren zur Kellnermission.



*Wilhelm Teudt, 1930er Jahre.
(Lippische Landesbibliothek, BA LP 24-43)*

Unter dem Einfluss naturwissenschaftlicher Veröffentlichungen betrachtete Teudt die Ausrichtung der evangelischen Kirche mit Skepsis und entschloss sich schließlich 1907, seine Rechte und Pflichten als Geistlicher aufzugeben.⁵ Im November des Jahres war Teudt neben Eberhard Dennert⁶ Mitbegründer des Keplerbundes zur Förderung der Naturerkenntnis und wurde kurz darauf dessen Geschäftsführer. Aus dieser Zeit stammt die selbst verliehene Bezeichnung „Direktor“. Mit dem Bund wechselte er 1908 nach Godesberg.⁷ Ziel des Keplerbundes war nach Aussage des späteren Vorsitzenden, des Bielefelders Bernhard Bavink, die „positive Verbreitung einwandfreier und nicht tendenziös zu religionsfeindlichen Zwecken ausgewerteter Naturerkenntnisse.“ Der antimodern ausgerichtete Keplerbund war eine Gegenorganisation zum Monistenbund. Letzterer legte nach Auffassung Teudts und seiner Mitstreiter bedrohliche atheistische Tendenzen an den Tag. Der Keplerbund verfügte 1913/14 über 8.400 Mitglieder und betrieb in emsigem Stile Wissenschaftspopularisierung. Dabei sammelte Teudt Erfahrungen, die ihm später bei der Verbreitung und Vermarktung seiner Vorstellungen zur germanischen Vorgeschichte zugute kamen. Als der Bund 1919/20 mit Teudt seinen Sitz nach Detmold verlegte, verfügte er nur noch über 4.500 Mitglieder. Ab Mitte der zwanziger Jahre konzentrierte sich der Verein mit seinen

Publikationen verstärkt auf die damals aufkommende eugenische Bewegung und bereits vor 1933 propagierte er auch rassehygienische Zielsetzungen.⁸ Der Keplerbund bestand nach 1933 weiter und fuhr vollends im Fahrwasser des Nationalsozialismus, wie die Keplerbund-Zeitschrift „Unsere Welt“ belegt.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg hatte Teudt sich der Christlich-Sozialen Partei (CSP) angenähert. Die CSP gehörte zu den extremen Kräften, welche die Reichstagswahlen vom Januar 1912 mit einem überwältigenden Ergebnis der Sozialdemokraten als so genannte Judenwahlen diffamierten. Unter diesem Eindruck schrieb Teudt Ende Januar an den CSP-Reichstagsabgeordneten Reinhard Mumm, einen Schwiegersohn

⁴ Friedrich Naumanns weiterem Weg hin zum Linksliberalismus folgte Teudt nicht.

⁵ Die Werke Charles Darwins sollen ihn in seiner Entscheidung beeinflusst haben. Vgl. Schäferjohann-Bursian, S. 422. Schöning führt zu Recht an, dass Teudt sich damit nicht generell vom christlichen Glauben abwandte, sondern eine neue Ausrichtung anstrebte. Schöning, S. 14 f.

⁶ Der Lehrer und Naturforscher Eberhard Dennert (1861-1942) schrieb 1907 zur „Judenfrage“: „Solange die Juden mit anderen Völkern gemischt leben, werden jene Reibungen bleiben; denn die Geschichte hat allgemach doch mit Sicherheit erwiesen, dass die Juden sich keinem Volk assimilieren können, sie sind seit der Zerstreuung dieselben geblieben, nicht nur was den Charakter, sondern sogar die Physiognomie usw. anbelangt. Daher ist m.E. die einzig mögliche Lösung der Judenfrage die, dass die Juden aus allen Völkern gesammelt und zu einem eigenen Volk wieder vereinigt werden, mag dies nun in Palästina oder sonst wo sein.“ Vgl. Julius Moses: Die Lösung der Judenfrage. Eine Rundfrage. Berlin 1907, S. 86. Dennert entwickelte zunehmend antisemitische Verschwörungstheorien. Vgl. Eberhard Dennert: Der Tyrann der Welt. Ahasver und der Wanderer. Lahr/Baden 1930.

⁷ S. auch Wilhelm Teudt: Gedanken zur Begründung und Aufgabe des Keplerbundes. In: Unsere Welt, Jg. 24 (1932), Heft 11, S. 326-328.

⁸ Vgl. Uwe Hoßfeld/Heiko Weber: Rassenkunde, Rassenhygiene und Eugenik im Deutschen Monistenbund - Keplerbund. In: Jahrbuch für Europäische Wissenschaftskultur, Bd. 3 (2007), S. 257-271.

Adolf Stoeckers. In seinem Brief skizzierte Teudt den Kern dessen, was er dann in den zwanziger Jahren in Lippe zu realisieren suchte: ein „neues parteienartiges Gebilde“, eine Sammlungsbewegung gegen Sozialdemokratie und Liberalismus.⁹ Christlichen Programmpositionen stand er mittlerweile distanziert gegenüber. Auch müsse „berechtigten Momenten des Antisemitismus [...] nicht durch Programmpunkte und Worte, sondern durch die positive, nationaldeutsche Haltung Rechnung“ getragen werden.¹⁰ Für einzelne Wahlkreise schloss er aber „kräftigere antisemitische Noten“ nicht aus.¹¹

Eine weitere Radikalisierung Teudts erfolgte im Verlauf des Ersten Weltkriegs. Wie fest er bereits im völkischen Lager verankert war, zeigte sich in seiner 1917 veröffentlichten Broschüre „Die deutsche Sachlichkeit und der Weltkrieg. Ein Beitrag zur Völkerseelenkunde“. Ganz im Sinne des aggressiven Alldeutschen Verbandes propagierte er einen starken Frieden, somit die Ablehnung eines Verständigungsfriedens, und die Höherwertigkeit des Deutschtums.¹²

Weimarer Republik: Vom Völkischen zum Nationalsozialisten

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und damit des wilhelminischen Kaiserreichs fand Teudt seine politische Heimat bei der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), dem Sammelbecken rechtsextremer Republikfeinde.¹³ In dieser Partei war auch die CSP aufgegangen, zu der er Verbindung gehalten hatte.¹⁴ In der DNVP existierte von Beginn an ein starker völkisch-antisemitischer Flügel. In die ersten Jahre in Lippe fallen verschiedene Versuche Teudts zur Schaffung einer überparteilichen Sammlungsbewegung, die den Aufbau einer deutschen Volksgemeinschaft im völkischen Sinne und die Abschaffung des demokratisch-parlamentarischen Systems zum Ziel haben sollten.

Teudts Anstrengungen zur Bildung einer partei- und organisationsübergreifenden Sammlungsbewegung in Lippe setzten mit der Gründung des paramilitärischen Cheruskerbundes im Oktober 1921 ein. Der Bund verfügte 1923 angeblich über 1.100 Mitglieder und hatte sich dem „Heimatschutz“ verschrieben. Teudt wurde Gauherr. Eines der Gebote des Bundes verpflichtete die Mitglieder zur Reinhaltung des deutschen Volkstums „vor fremder Beimischung der Sitte, der Sprache, der Denkweise und des Blutes“. Der Gruß lautete „Heil und Sieg!“. Zahlreiche Mitglieder des Bundes gehörten weiteren völkischen Verbänden und militanten Gruppierungen an, nicht wenige von ihnen fanden früher oder später den Weg in die NSDAP.¹⁵ Der Cheruskerbund verfügte über enge Verbindungen zum Westfalenbund und stand wie dieser in Nachfolge der rechtsradikalen paramilitärischen Organisation Escherich (Orgesch).¹⁶ Sein Charakter ging über den eines rechten Wehrverbandes hinaus. Die enge Kooperation mit der Reichswehr, die den Mitgliedern durch Offiziere zu Teil werdende Ausbildung und die Anlage geheimer Waffenlager in Lippe belegen die Vorbereitungen für den „Kampf im Inneren“ und auch einen neuen Krieg gegen Frankreich. Diese Ziel-

⁹ Vgl. Schäferjohann-Bursian, S. 424 f.

¹⁰ Diese Haltung bedingte offensichtlich auch, dass sich Teudt direkter rassistischer oder antisemitischer Hetze enthielt.

¹¹ Schäferjohann-Bursian, S. 424 f., sowie Schöning, S. 35 ff.

¹² Wilhelm Teudt: Die deutsche Sachlichkeit und der Weltkrieg. Ein Beitrag zur Völkerseelenkunde. Godesberg 1917. Vgl. Jürgen Hartmann: Gegen die Juden und gegen die Republik! Die antidemokratische Rechte in Detmold 1914-1933. In: Niebuhr/Ruppert, S. 263-298 (hier: S. 278).

¹³ Vgl. auch Schäferjohann-Bursian, S. 424, 444.

¹⁴ Im Laufe des Jahres 1918 gab es Anläufe Teudts, für die Christlich-Sozialen zu kandidieren und ein Parlamentsmandat zu übernehmen. Vgl. Schäferjohann-Bursian, S. 428 und Schöning, S. 37.

¹⁵ Vgl. dazu und zum Folgenden Jürgen Hartmann: Völkische Bewegung und Nationalsozialismus in Lippe bis 1925. Ein Beitrag zur Entstehung und Frühzeit der NSDAP. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, Bd. 60 (1991), S. 149-198 (hier: 177 ff.).

¹⁶ Vgl. Gerd Krüger: Von den Einwohnerwehren zum Stahlhelm. Der nationale Kampfverband „Westfalenbund e.V.“ (1921-1924). In: Westfälische Zeitschrift, Bd. 147 (1997), S. 405-432.

richtung formulierte Wilhelm Teudt im Oktober 1924, als Westfalenbund wie Cheruskerbund mit dem Stahlhelm verschmolzen, deutlich:

„Dreifach klingt die Predigt Hermanns des Befreiers in unser Ohr und Herz. Nehmt das Schwert in die Hand! Wendet Euer Angesicht gen Westen! Lasst Bruderzwist und einigt Euch! [...] Macht Euch bereit zum Waffenkampf! Kein anderes Mittel gibt es, Freiheit zu schützen, seitdem Völker auf Erden wohnen, daran ändert nicht die Weisheit der Professoren, die Träume der Idealisten, das Jammern der Schwächlinge und Feiglinge. [...] Engländer und Russen, Italiener und Japaner sind gegen uns. Aber dort wohnt nicht der Erbfeind, der seit 2000 Jahren uns das Leben und den Frieden und das Gedeihen auf deutschen Boden stört.“¹⁷

Der Kampfverband Cheruskerbund bildete auch den Kern des von Teudt parallel betriebenen Aufbaus eines Ausschusses für deutsche Volksgemeinschaft in Lippe. Diesem Ausschuss gehörten im März 1922 bereits 75 Organisationen an. Es waren die so genannten Vaterländischen Verbände, darunter explizit antisemitische Organisationen wie der Deutschbund, der Jungdeutsche Orden und der Aldeutsche Verband. Die Leitung des Ausschusses und der daraus hervorgehenden Arbeitsgemeinschaft der Vaterländischen Verbände lag natürlich in den Händen Wilhelm Teudts. Teudt war es, der den Cheruskerbund im Oktober 1924 – vermutlich mit dem Ziel einer besseren Vernetzung und Breitenwirkung - in den Stahlhelm überleitete. Er selbst wurde Mitglied dieses rechtsextremen Wehrverbandes und dessen Gauherr für Lippe.¹⁸

Seine Versuche der Bildung einer Dachorganisation dienten dazu, ein umfassendes Netzwerk der völkischen Bewegung abseits der politischen Parteien zu schaffen. Teudt, dem Zeitgenossen ein ausgeprägtes Geltungsbedürfnis nachsagten, sah sich – zumindest übergangsweise - als Führer dieses „überparteilichen“ Sammelbeckens. Er war es, der alle Fäden in der Hand hielt und die Kontakte zu politisch nahestehenden Organisationen pflegte. Dazu gehörte die Deutschvölkische Freiheitspartei (DVFP), die eng mit dem mittlerweile verbotenen radauantisemitischen Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund verflochten war. Dazu zählten auch Kontakte zu prominenten völkischen Akteuren wie dem antisemitischen Hetzer Heinrich Dolle (DVFP; später Völkisch-Sozialer Block und NSDAP), der 1923/24 wiederholt in Lippe auftrat.¹⁹ Der Ausschuss bzw. die Arbeitsgemeinschaft zeichnete ebenfalls verantwortlich für die 50-Jahrfeier des Hermannsdenkmals im August 1925. Als Redner wurde der antisemitische Pastor Ludwig Münchmeyer engagiert, der wenig später für die NSDAP als Propagandaredner reichsweit – wiederholt auch in Lippe – zum Einsatz kam.

Wilhelm Teudts Weltbild zur Mitte der 1920er Jahre war geprägt von einem aggressiven Nationalismus, verknüpft mit der Vorstellung der rassischen Überlegenheit des deutschen Volkes. Damit wiederum verbunden war die Furcht vor der Überfremdung Deutschlands, vor allem aber der „Durchmischung“ des deutschen Volkes. Stärker noch als im Cheruskerbund war die völkisch-antisemitische Haltung im Deutschbund verankert. Seit Beginn seiner Arbeit als Leiter des Ausschusses für deutsche Volksgemeinschaft 1922 unterhielt Teudt enge Verbindungen zur Detmolder Ortsgruppe dieser Organisation. Der Deutschbund setzte in seiner Satzung die „arische Abstammung“ als Bedingung für die Aufnahme voraus. Im Aufnahmeantrag musste versichert werden: „[...] dass ich arischen Geblüts bin, frei von Beimischung jüdischer oder farbiger

¹⁷ Zit. nach Dirk Mellies: „Wir kämpften unter Hermanns Zeichen, bis alle unsere Feinde bleichen“. Die politische Rezeption des Hermannsdenkmals 1914 bis 1933. In: Niebuhr/Ruppert, S. 334-373 (hier: S. 343 ff.).

¹⁸ Der Cheruskerbund wurde offiziell erst am 5. März 1933 - bezeichnenderweise das Datum der letzten einigermaßen freien Reichstagswahl - wegen „Fortfalls sämtlicher Mitglieder“ aufgelöst. Vgl. LAV NRW OWL D 23 Detmold Nr. 4845, Vereinsregister Nr. 85.

¹⁹ Heinrich Dolle aus Kleinenberg hielt in Detmold republikfeindliche und antisemitische Reden. Er wurde daraufhin wegen des Vergehens gegen das Gesetz zum Schutz der Republik angeklagt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Vgl. Volksblatt vom 21. November 1924 („Hetzapostel Dolle verurteilt“).

Art, auch nicht mit einer Frau jüdischer oder arischer Abstammung verheiratet.“ Und noch einmal deutlich: „Ich bekenne mich zum völkischen Gedanken [...] und erkenne für mich und für mein Volk im Streben zu immer reinerem Deutschtum das Heil.“²⁰

Die Detmolder Deutschbund-Gruppe war im Mai 1924 gemeinsam mit dem Cheruskerbund an einem „Überparteilichen Programm“ beteiligt (als Herausgeber fungierte der Deutschbund). Darin wandte man sich gegen Parlamentarismus und Demokratie und forderte die „Säuberung des deutschen Bodens von allen unerwünschten Ausländern, besonders den Ostjuden“ und die „Beseitigung der Vormachtstellung des Judentums im öffentlichen Leben des deutschen Volkes in Politik, Presse, Rechtspflege und Volkswirtschaft“. Vermutlich war Teudt Initiator dieses Programms und wirkte federführend an der Erstellung mit. Dafür spricht, dass Teudt das Programm im Namen des Deutschbundes und des Cheruskerbundes unter anderem an den bereits genannten Heinrich Dolle verschickte und über diese Aktion ausführlich berichtete.²¹ Bereits 1924 trat Teudt also für den Detmolder Deutschbund auf, allerdings noch ohne Mitglied zu sein.²² Seit 1928/29 stand er dann der Gemeinde Hermannsland als „Deutschmeister“ vor. Die Ortsgruppe der Residenzstadt war bei weitem nicht so passiv und harmlos, wie Iris Schäferjohann-Bursian zu vermitteln sucht.²³ Die Mitglieder legten Abstammungstafeln von bekannten Persönlichkeiten der Stadt an, Teudt selbst wirkte zudem an der Gründung eines Rasseamtes innerhalb der Gesamtorganisation mit.²⁴ Als „geheimer Zirkel“ war die Gemeinde Hermannsland um Einflussnahme auf andere Vereine und Organisationen bemüht, auch darum, missliebige oder rassistisch „unreine“ Vorstandsmitglieder auszuhebeln. Offensichtlich ist eine solche „Amtsenthebung“ 1929 seitens des Deutschbundes in Detmold bei dem Vorsitzenden des Bildungsvereins, Dr. Felix Auerbach, betrieben worden. Der Arzt galt in den Augen der Rassefanatiker als „jüdisch versippt“.²⁵ Auf die Bedeutung des Deutschbundes für die politische Biographie Teudts wird an späterer Stelle noch eingegangen.

Wilhelm Teudt blieb bis Frühjahr 1933 Mitglied der DNVP.²⁶ Die NSDAP selbst stellte für Teudt wie für andere „völkische Vorkämpfer“ aufgrund von Standesdünkeln und einer starker Orientierung ans verlorene Kaiserreich, aber auch wegen mangelnder Wahlerfolge, Mitte der zwanziger Jahre noch keine Alternative dar. Ideologisch stand er ihr jedoch nahe, deshalb kam die NS-Bewegung für ihn in der Folgezeit immer als enger Bündnispartner in Betracht. Im Laufe des Jahres 1924 intensivierten Deutschnationale, Deutschvölkische und Nationalsozialisten wie in anderen Teilen Deutschlands auch in Lippe ihre Zusammenarbeit. Mit dem Völkisch-Sozialen Block (VSB) bzw. der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung Großdeutschlands (NSFB) kandidierten zu den Reichstagswahlen völkische Bündnisse neben der DNVP. Zur Landtagswahl im Januar 1925 wurde ein gemeinsamer Wahlvorschlag von DNVP und NSFB eingereicht, den auch Teudt unterstützte.²⁷ Teudt hatte während dieser Zeit engen Kontakt zum Leiter des VSB bzw. der NSFB in Lippe, dem in Kachtenhausen tätigen Lehrer Wilhelm Schröder, gepflegt. In der Folgezeit lässt sich Teudts weitere Radikalisierung beobachten. Bei Teudt, der den Cheruskerbund in den Stahlhelm, den „bewaffneten Arm der DNVP“, übergeleitet hatte, wuchsen die Zweifel an der Eignung des Stahlhelms für seine Absich-

²⁰ Satzung des Deutschbundes; in: LAV NRW OWL L 113 Nr. 1306.

²¹ LAV NRW OWL L 113 Nr. 1160 und D 72 Teudt Nr. 95. Vgl. Wilhelm Teudt: Überparteilicher Wahldienst. In: Nachrichtenblatt des Westfalenbundes und des Cheruskerbundes Lippe, Nr. 5 vom 15. Mai 1924.

²² Die Detmolder Gruppe des Deutschbundes war 1921 gegründet worden. Erster Leiter war der Postdirektor Kühnast. 1925 verfügte die Gemeinde über 25 Mitglieder. Vgl. Deutschbund-Blätter, Jg. 30 (1925), Nr. 1.

²³ Schäferjohann-Bursian, S. 434.

²⁴ Max Robert Gerstenhauer: Der völkische Gedanke in Vergangenheit und Zukunft. Leipzig 1933, S. 67. Gerstenhauer war von 1921 bis 1940 Bundesgroßmeister des Deutschbundes.

²⁵ Vgl. den bruchstückhaft vorhandenen Schriftwechsel zwischen Dr. Felix Auerbach und dem Deutschbund-Geschäftsführer Major a. D. Wilhelm Heymons, Juni 1929. In: LAV NRW OWL L 113 Nr. 1306.

²⁶ Teudts Ehefrau Auguste tauchte dagegen bereits 1928/29 als Unterstützerin der NSDAP auf. Ihre Unterschrift findet sich unter dem Wahlvorschlag zur Landtagswahl im Januar 1929. Staatsanzeiger für das Land Lippe vom 27. Dezember 1928.

²⁷ Unterstützungsunterschrift Wilhelm Teudts für den gemeinsamen Wahlvorschlag der DNVP/NSFB. In: Staatsanzeiger für das Land Lippe vom 9. Januar 1925.

ten der Bildung einer überparteilichen Volksgemeinschaft gegen die Republik. 1925 legte er die Führung als Gauherr von Lippe nieder, die politische Ausrichtung war ihm offenbar zu weich.²⁸

Auch die Politik der DNVP rief seinen Widerspruch hervor. In einem Schreiben an den lippischen Parteivorsitzenden Helmuth Petri beklagte er im Dezember 1929 Fehler bei der Propagierung des Volksbegehrens gegen den Young-Plan und parteiinterne Querelen in Berlin, die ihm „Sorgen um die Zukunft unserer Deutschnationalen Volkspartei“ bereiteten.²⁹ Es liegen bislang leider keine Erkenntnisse über Teudts Haltung zur im Oktober 1931 gebildeten Harzburger Front³⁰, die seinem Ziel nach einer großen völkischen Union hätte eigentlich sehr nahe kommen müssen, vor. Obwohl noch Mitglied der DNVP, wendete sich Wilhelm Teudt nun zusehends von dieser Partei und dem Stahlhelm ab und der NSDAP zu. Als Zäsur ist dabei der zweite Wahlgang bei den Reichspräsidentenwahlen 1932 zu sehen, wie zwei Schriften, die er an den Nationalkonservativen Heinrich von Gleichen-Rußwurm³¹ als Herausgeber der Wochenschrift „Der Ring“ sendete, dokumentieren.³² Demnach machte Teudt die DNVP für den „tiefen Riss durch die nationale Front“ verantwortlich. Sie hätte sich gegen die NSDAP gewandt.³³ Im ersten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl am 13. März 1932 gab Teudt seine Stimme noch dem Kandidaten der DNVP und des Stahlhelms, Theodor Duesterberg. Zugleich zeigte er sich jedoch verärgert über die „Fluten schändlichster Verleumdungen, unerhörter Entstellungen und unsinniger lügenhafter Behauptungen“ gegen den NSDAP-Kandidaten Adolf Hitler, den er für einen „vaterländischen Helden ohne Furcht und Tadel“ hielt.³⁴ Nachdem Duesterberg seine Kandidatur für den zweiten Wahlgang zurück gezogen hatte, stimmte Teudt am 10. April nicht etwa für Paul von Hindenburg, sondern für den Nationalsozialisten.

Teudt sah in Hitler und dessen Partei nunmehr die einzige politische Hoffnung für das deutsche Volk. Umso mehr als „die Grundgedanken der Hitlerbewegung der großen Hauptsache nach von uns stammen und von uns vertreten werden.“³⁵ Er hoffte darauf, endlich „die Massenherrschaft [die Demokratie, J.H.] zu Gunsten des Führerprinzips zu beseitigen.“³⁶ Die große ideologische Schnittmenge mit dem Nationalsozialismus zeigt sich in weiteren Ausführungen: „Unser Volk soll sich auf seine Eigenart besinnen und sein Leben auf allen Gebieten – Staat, Kultur, Religion usw. – dieser Eigenart entsprechend einrichten, es soll Blutsvermischung und artfremde Einflüsse nach aller Möglichkeit von sich fern halten.“³⁷ Vermutlich unter dem Eindruck des außerordentlichen Erfolges bei der Reichstagswahl im Juli 1932 begeisterte sich Teudt nahezu rückhaltlos für die NSDAP. Selbst „Fehlgriffe“ oder eine „Reihe von bösen Zufällen, Entgleisungen und Ungeschicklichkeiten“ der Nationalsozialisten brachten ihn von dieser Haltung nicht mehr ab.³⁸

²⁸ Teudt schien Bedenken „wegen einer politischen Knochenerweichung des Stahlhelms“ gehegt zu haben. Vgl. Schöning, S. 50 f.

²⁹ Teudt an Petri, 10. Dezember 1929. In: LAV NRW OWL D 72 Petri Nr. 1.

³⁰ Das Bündnis wurde am 11. Oktober 1931 von DNVP, NSDAP, Stahlhelm, Alldeutschem Verband, Bund der Frontsoldaten und Reichslandbund gebildet. Nach ersten Spannungen bereits zu Beginn zerbrach es im Vorfeld der Reichspräsidentenwahlen endgültig.

³¹ Heinrich von Gleichen-Rußwurm (1882-1959) gehörte zur rechtskonservativen, nationalen Opposition gegen die Weimarer Republik. Die Zeitschrift „Der Ring“ unterstützte Ende 1932 noch von Papens „Kabinett der Barone“ publizistisch. Im Oktober 1933 unterzeichnete von Gleichen mit weiteren 87 Schriftstellern das „Gelöbnis treuester Gefolgschaft“ für Hitler.

³² Die Schriften werden sowohl von Schäferjohann-Bursian, S. 444, als auch von Schöning, S. 54 ff., angeführt. Schäferjohann-Bursian gibt zwar den Titel der einen Schrift („Die Bedeutung der Stunde“) an, jedoch nicht den der anderen („Warum Hitler? Volkspsychologische Erwägungen und Ausblicke“).

³³ Vgl. Schöning, S. 55.

³⁴ Schöning, S. 54 f.

³⁵ Zit. nach Schäferjohann-Bursian, S. 444.

³⁶ Zit. nach Schöning, S. 54.

³⁷ Teudt: Die Bedeutung der Stunde, zit. nach Schöning, S. 56.

³⁸ Zit. nach Schöning, S. 55. Teudt äußerte sogar Verständnis für gewalttätige SA-Männer im oberschlesischen Beuthen, die sich „selbst zu Femeirichtern über einen nationalen Schädling und Bedroher ihres Lebens gesetzt“ hatten.

Wilhelm Teudt begrüßte folglich die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten. Sein schneller Eintritt in die NSDAP zum 1. Mai 1933 ist daher alles andere als überraschend.³⁹ Neben seiner Mitgliedschaft in der DNVP, die seit Mai bis zur Selbstaflösung Ende Juni unter der Bezeichnung Deutschnationale Front agierte, gab er auch die im Nationalen Ring auf.⁴⁰

Teudts Kampf für eine germanische „Leitkultur“

Die Wahl der Bezeichnung Cheruskerbund hatte schon die Vorliebe Teudts für die Vorgeschichte des Lipperlandes, das mit den Externsteinen bei Horn sowie dem 1875 erbauten Hermannsdenkmal bei Detmold wie geschaffen war für seine 1923/24 einsetzende Betätigung als „Germanenkundler“, verdeutlicht.⁴¹ Nach kleineren Veröffentlichungen erschien 1929 im Verlag Diederichs in Jena sein Hauptwerk „Germanische Heiligtümer“, in dem er sich primär mit den Externsteinen befasste, die er als Sonnenwarte und germanische Kultstätte einstufte.⁴²

Letztlich ging es Wilhelm Teudt nicht nur um die Erhebung der „germanischen Rasse“ zum Leitbild und um die Darstellung der Deutschen als Nachkommen der reinen, unvermischt gebliebenen Germanen. Wie sich weiter zeigen sollte, betrieb er auch aktiv die Germanisierung bzw. Arisierung der christlichen Religion. Beides entsprach den völkischen Grundsätzen des Deutschbundes. Der Deutschbund mit der Detmolder Gemeinde „Hermannsland“ war gegen Ende der zwanziger Jahre nicht nur seine richtungsweisende ideologische Plattform, sondern die Organisation bot ihm auch ein hervorragend funktionierendes, karriereförderndes Netzwerk, das ab Frühjahr 1933 eng mit dem Namen Ludwig Wollenhaupt verknüpft ist.

Wollenhaupt, der im April 1933 für das Amt des Landesschulrats bzw. Oberschulrats von Thüringen nach Lippe kam, war seit 1912 Mitglied des Deutschbundes.⁴³ Er gehörte seit dem 1. Juli 1933 zur Detmolder Gemeinde und übernahm zu einem späteren Zeitpunkt das Amt des „Deutschmeisters“.⁴⁴ In einem Beitrag Ludwig Wollenhaupts in den Deutschbund-Blättern von 1914 finden sich die Versatzstücke des späteren Teudtschen Wirkens:

„Denn was ist deutsche Geschichte anderes, als ein heroisches Aufbäumen und Ringen unserer Rasse gegen das ihr aufgedrungene Fremde, und die allmähliche und stetige Umwandlung und Durchdringung desselben mit germanischem Geiste und

³⁹ Halle nennt das Jahr 1935, ohne einen Beleg dafür anzugeben. Vgl. Halle, S. 72. Zwei Quellen bestätigen jedoch den 1. Mai 1933. Dieses Datum ist eindeutig in der Gaukartei eingetragen. Vgl. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, ehem. BDC, NSDAP-Gaukartei (Mitgliedsnummer 3570560). Das Datum wird außerdem bestätigt in einem Schreiben des Detmolder Magistratsmitgliedes Ludwig Koch (NSDAP), von 1925-1929 Abgeordneter des Völkisch-Sozialen Blocks bzw. der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung im lippischen Landtag, über die Person Teudt. Dort heißt es: „Mitglied der NSDAP ist er [Teudt, J. H.] erst nach dem 1. Mai 33“. Ludwig Koch an Willi Akemeier, 2. März 1934, in: LAV NRW OWL L 80 Ia Gr. XXXI Tit. 3 Nr. 6.

⁴⁰ Hinweis in einem Schreiben des DNVP-Landtagsabgeordneten und Verlagsdirektors Eduard Meyer an Petri, 12. Juni 1933. In: LAV NRW OWL D 72 Petri Nr. 9.

⁴¹ Vgl. dazu und zum Folgenden Uta Halle: „Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch!“ Prähistorische Archäologie im Dritten Reich. Berlin 2002. Sowie Schöning, S. 22 ff.

⁴² Wilhelm Teudt: Germanische Heiligtümer. Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippequellen und der Teutoburg. Jena 1929. Das Werk erlebte bis 1936 vier Auflagen. Obwohl es nicht mehr auf großes Publikumsinteresse stieß, stand Teudt noch im November 1938, ein halbes Jahr nach seiner Entlassung aus dem SS-Ahnenerbe durch Himmler, in der Planung für eine fünfte Ausgabe. Teudt an Verlag Diederichs (Jena), 13. November 1938. In: Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Abt. Handschriften und Sondersammlungen, Nachlass Diederichs I, Nr. 1613.

⁴³ Ludwig Wollenhaupt war seit 1930 Mitglied der NSDAP und zuletzt Ortsgruppenleiter in Weimar. Daneben war er Mitglied der SA, des NS-Fliegerkorps, des NS-Lehrerbundes, der NSV, später dann auch im Reichsluftschutzbund und in der SS (1938). Er gehörte zudem den Deutschen Christen an und war als Staatskommissar für die Gleichschaltung der Lippischen Landeskirche zuständig. Ab März 1934 war er zeitweise Ortsgruppenleiter der NSDAP in Detmold. Vgl. Andreas Ruppert: Die Ortsgruppe Detmold der NSDAP 1925-1934. In: Hermann Niebuhr/Andreas Ruppert (Bearb.): Nationalsozialismus in Detmold. Dokumentation eines stadthistorischen Projekts. Bielefeld 1998, S. 203-232 (hier: S. 225).

⁴⁴ Halle, S. 163 (Fn 141).

deutschem Wesen! [...] Es kann aber nur geschehen, indem wir Ernst damit machen, reine germanische Luft in die dumpfen Kirchen einzulassen, d. h. die jüdisch-römischen Anschauungen und Gebräuche, die uns an unserem Kultus befremdlich vorkommen und abstoßen, mehr und mehr zurück zu drängen, doch ohne gewaltsamen Bruch. [...] Darum ist es recht und billig und einzig vernünftig, nicht überlebte und bedenkliche jüdische Spekulationen, sondern einzig das deutsche Gemüt als die natürliche Voraussetzung des Evangeliums zu betrachten und zu pflegen und nur in dieser Weise die christlichen Lehren dem deutschen Volke nahe zu bringen.“⁴⁵

Zugleich lassen die Ausführungen verstehen, warum Wollenhaupt als Landesschulrat Teudt in dessen Wirken für die germanische Vorgeschichte und die germanische „Religion“ großzügig unterstützte. Wie weit Teudts Bestrebungen, das Christentum als eine „arteigene“ Religion und als ein deutsches Christentum zu interpretieren mittlerweile gediehen waren, wird durch sein zu Jahresbeginn 1934 erschienenes Büchlein „Gottlieder für deutsche Menschen“ belegt. Von „jüdischer Umklammerung“ befreit, stellte Teudt unter anderem Jesus als reinrassigen Arier, dessen Wirken den Juden fremd bleiben müsse, dar. Das Werk wurde vorab von der Landesregierung im Staatsanzeiger beworben. Dahinter steckte die Schulabteilung mit dem „Deutschbruder“ Wollenhaupt.⁴⁶ Im Vorwort schrieb Teudt auf Seite 7: „Wir Deutschen tragen überwiegend in uns die gottgegebenen Eigenschaften und Bedürfnisse der arisch-nordischen Rasse“, um schließlich auf Seite 9 den Bogen zum „Arier“ Jesus zu schlagen: „Als eine solche arische Einzelpersönlichkeit wird mit durchaus stichhaltigen Gründen Christus angesehen. Sein geistiges Wesen stand in einem Gegensatze zum jüdischen Geiste, wie er schroffer überhaupt nicht gedacht werden kann.“ In der Umwandlung des Psalms 87 zum Gottlied 44 strich der ehemalige Pfarrer in eigenwilliger Weise hebräische bzw. jüdische Bezüge und ersetzte diese durch arisch-germanische Konstrukte. So baute Teudt selbst den Osning, also den Teutoburger Wald, ein.⁴⁷ Diese „Arisierung“ der Psalmen sorgte in der internationalen Presse für Aufsehen und Empörung.⁴⁸

Exkurs: Wilhelm Teudts Wissenschaftsverständnis

Der „Germanenforscher“ Teudt sorgte vor allem ab 1926 für Kontroversen. Seiner Behauptung, dass es sich bei den Externsteinen um ein vorchristlich genutztes – sprich: germanisches – Heiligtum gehandelt habe, stand die Fachwelt kritisch und ablehnend gegenüber. Einer seiner vehementesten Gegner, der Detmolder Archivdirektor Dr. Hans Kiewning, zugleich Redakteur der vom Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe herausgegebenen „Lippischen Mitteilungen“, erkannte 1930: „Die Gefolgschaft Teudts belehren wir doch nie! So unbelehrbar er doch selber ist. Wenn ihm seine Arbeiten Spaß machen, ich gönne sie ihm von Herzen, nur wissenschaftlich sind sie nicht.“⁴⁹

⁴⁵ Ludwig Wollenhaupt: Vom deutschen Glauben. In: Deutschbund-Blätter, 19 (1914), S. 74-75. Wollenhaupt war erklärter Anhänger von Gobineaus Rassenlehre. Vgl. Ludwig Wollenhaupt: Gobineaus Rassenwerk. In: Deutschvölkische Hochschulblätter, 4 (1914), Nr. 3, S. 19-20.

⁴⁶ Staatsanzeiger für das Land Lippe vom 30. Dezember 1933.

⁴⁷ Wilhelm Teudt: Gottlieder für deutsche Menschen. Erlesen aus den Psalmen. Leipzig 1934.

⁴⁸ So berichteten sowohl die New York Times am 4. Februar („Psalms rewritten for Nazi Cult. Teutonic Gods in the Nazi Version“) und am 5. Februar 1934 („Psalms Conform to ‚German Soul‘ in Nazi Volume of ‚God Songs‘“), als auch die Times (London) am 6. Februar 1934 („Psalms of Teudt. A Neo-Teutonic Anthology“).

⁴⁹ Dr. Kiewning an Theodor Heldman, 25. November 1930. Zit. nach Hermann Niebuhr: Ein Jahrhundert Lippische Mitteilungen. In: Lippische Mitteilungen, 74 (2005), S. 219-239 (hier: S. 231). Weitere Einschätzungen und Urteile Kiewnings zu Teudts „Germanenkunde“, vgl. S. 232 ff.

Wilhelm Teudt stellte sich in seiner Arbeit quer zur Fachwissenschaft, gegen die er wie viele Völkische eine starke Abneigung hegte.⁵⁰ Seine Methoden der Erkenntnis bestanden aus den Mitteln der „Intuition“ und „Logik“. Während seine Anhänger diese „Erkenntnismittel der Phantasie“ lobten, verwarfen Fachwissenschaftler seine Thesen als unwissenschaftlich und seine Methoden als dilettantisch. Exaktheit, Belegbarkeit und Nachprüfbarkeit ersetzte Teudt durch „völkisches Gefühl“. Archäologische Befunde wurden schlichtweg ignoriert. Seine Behauptungen, beispielsweise der Art, dass die „Holzkultur“ der Germanen keineswegs unterhalb der römischen Kultur anzusiedeln sei, versetzte Fachleute in Fassungslosigkeit und völkische Seelen in Begeisterung.⁵¹

Teudt schrieb 1935 über sein völkisches Verständnis von Wissenschaft und Forschung:

„Es ist nicht eine Schädigung der Wissenschaft, sondern ein unerlässliches Mittel, um zur Wahrheit zu gelangen, wenn den völkischen Forderungen in dem Sinne nachgegeben wird, dass mindestens als Arbeitshypothese bei allen auftauchenden Kulturfragen und in allen Zweifelsfällen nicht germanische Minderwertigkeit, sondern germanische Höchstleistung innerhalb der gegebenen Grenzen (Land, Klima, Zeitalter) angenommen wird.“

Den alten Widersachern in der Fachwissenschaft machte der Laienforscher Teudt deutlich, dass hinter der völkischen Sichtweise die Freiheit der Wissenschaft zurückzustehen habe:

„Wird der vaterländische Grundzug der wissenschaftlichen Arbeit als Pflicht anerkannt, so ergibt sich daraus die weitere Forderung, dass auf deutschen Lehrstühlen solche Gelehrte, denen das völkische Verantwortungsgefühl im dargelegten Sinne fehlt, nur dann ausnahmsweise geduldet werden dürfen, wenn ihr aus sachlichen Gründen unentbehrliches Wirken in gebotener Zurückhaltung geschieht, ohne Schädigung der Jugend.“⁵²

Zu welchen abstrusen Auswüchsen die „Erkenntnismittel der Phantasie“ und die zwanghafte Funktionalisierung im völkischen Sinne führen konnten, belegt beispielhaft eine Passage aus Teudts Broschüre „Die Externsteine als germanisches Heiligtum“. Dort findet der Leser die Mär eines „weggehauenen großen Hakenkreuzes“ in der Grotte, dessen Spur ein Oldenburger Student entdeckt habe.⁵³

Der „Germanenkundler“ Teudt und der Nationalsozialismus

Schon gegen Ende der zwanziger Jahre hatte die Detmolder Deutschbund-Gemeinde ihre Kampagne- und Vernetzungsfähigkeit unter Beweis gestellt. Im Mai 1928 wurde aus ihr heraus die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte (VFgV) gegründet, in der sich die Protagonisten der völkischen und antisemitischen Elite Lippes wie auch aus anderen Teilen Deutschlands finden.⁵⁴ Geschäftsführer wurde Oberstleutnant Franz Platz. Platz war ebenfalls Mitglied des Völkischen Stammtisches, der seit Ende 1926 als so ge-

⁵⁰ Schöning weist dabei auf die unter Völkischen und Nationalsozialisten verbreitete Intellektuellen- und Akademikerfeindlichkeit hin. Schöning, S. 28.

⁵¹ Vgl. dazu v.a. Halle sowie Schöning, S. 21 ff.

⁵² Wilhelm Teudt: Die deutsche Wissenschaft und ihre völkische Aufgabe. Grundzug nicht Tendenz. In: Germanien. Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens, Heft 7, Juli 1935, S. 193-197 (hier: S. 197).

⁵³ Wilhelm Teudt: Die Externsteine als germanisches Heiligtum. Jena 1934, S. 50.

⁵⁴ Vertreten waren u.a. die Deutschbund-Mitglieder Oskar Suffert, Franz Platz und Wilhelm Pecher, ehemalige Mitglieder des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes wie Heinrich Sauer und Otto Keller und Parteigänger der DNVP wie Hans Pieper, Freiherr von Biedenweg und Regierungsrat Petri. Unter den Einladenden zur ersten Zusammenkunft am 30./31. Mai 1928 war auch Postrat Kühnast zu finden, der bis zu seinem Fortzug nach Berlin Deutschmeister der Detmolder Deutschbund-Gemeinde war. Vgl. Rundschreiben „An die Freunde germanischer Vorgeschichte“, April/Mai 1928. In: LAV NRW OWL L 113 Nr. 1305 und 1306.

nannter NS-Opferring fungierte, und hatte dort im März 1928 über das Thema „Insel Atlantis, ein Beitrag zur germanischen Vorgeschichte“ referiert und Mitglieder geworben. Der VFgV gelang es durch massive Öffentlichkeitsarbeit, die lokale - und später die überregionale - Presse für sich einzunehmen und der Vorgeschichtsforschung für den Raum Lippe ihren Stempel aufzudrücken und der sich zurückhaltenden Fachwissenschaft den Rang abzulaufen. Diese Vorgänge werden anschaulich von Uta Halle beschrieben.⁵⁵

Teudt gelang es, sich nach der „Machtergreifung“ auf dem Feld der Vorgeschichtsforschung seinen Platz zu sichern.⁵⁶ Vorerst war es das lokale und regionale Machtgeflecht von der Detmolder Ortsgruppe der NSDAP samt Bürgermeister und den Stadtverordneten, dem Kreisleiter Adolf Wedderwille über die Landesregierung mit Ludwig Wollenhaupt bis zum NSDAP-Gauleiter und Reichsstatthalter Dr. Alfred Meyer, das ihm Unterstützung gewährte und die „Detmolder Richtung“ förderte. Nicht unerwähnt bleiben als engagierte Unterstützer dürfen der Direktor des Lippischen Landesmuseums, der „Deutschbruder“ Oskar Suffert⁵⁷, sowie der Leiter der Lippischen Landesbibliothek und des Landesarchivs, das ehemalige Mitglied des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes Dr. Eduard Wiegand. Teudt und der aus dem Deutschbund heraus gebildeten VFgV gehörte noch die Deutungshoheit über die Externsteine. Bald interessierten sich aber auch reichsweite Institutionen wie der Reichsbund für deutsche Vorgeschichte des Amtes Rosenberg und später die SS mit ihrer neu gegründeten Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe für die Externsteine. Teudts Karriere in seiner Heimatstadt Detmold und in Lippe beruhte nicht unwesentlich auf der Fürsprache und Unterstützung seitens des bereits genannten Oberschulrats und Deutschbund-Kameraden Wollenhaupt. Als Mitglied der Landesregierung förderte er Teudt und die Vereinigung in vielen Belangen.⁵⁸

Hinter dem lokalen Engagement stand neben rein ideologischen Gesichtspunkten auch das Ansinnen, die „Strahlkraft“ der Externsteine für das Image des Detmolder und des gesamten lippischen Raumes als „germanisches Kernland“ zu nutzen und sich einen massiven Bedeutungszuwachs zu verschaffen. So wurden die Externsteine schon Ende März 1933 als „Nationalheiligtum“ ausgewiesen.⁵⁹ Im August 1935 verbot man Juden übrigens den Zutritt, da „sie für die Ausgestaltung des germanischen Heiligtums doch nicht das nötige Verständnis“ aufbrächten.⁶⁰

Wilhelm Teudt, damals bereits über 70 Jahre alt, genoss die Bedeutung und die Meriten, die ihm nun zuteil wurden. Anfangs profitierte er in hohem Maße von dem nach der „Machtergreifung“ erwachten Interesse der Nationalsozialisten an der deutschen Vorgeschichte und den Externsteinen. Im März 1934 wurde mit Unterstützung der lokalen wie regionalen Machtebenen die Externsteine-Stiftung gegründet. Parallel waren seit Monaten Vertreter des Amtes Rosenberg bemüht, den Detmolder Verein, die VFgV, dem Reichsbund für deutsche Vorgeschichte anzuschließen. Mit dem Besuch Heinrich Himmlers an den Externsteinen im April 1934 aber setzte der Zugriff der SS ein. Der Reichsführer der SS (RFSS) erwog, die Felsen als „neugermanisches Heiligtum“ auszubauen und als Wallfahrts- und Kultstätte zu nutzen. Himmler sicherte sich

⁵⁵ Halle, S. 69-92 und S. 112-138.

⁵⁶ Bernhard Bavink, der Vorsitzende des Keplerbundes, bemerkte in einer Würdigung zum 75. Geburtstag Teudts: „Die Staatsumwälzung von 1933 brachte ihm die Genugtuung, dass sein Werk nunmehr von Staats wegen weitergeführt, Ausgrabungen an den in Rede stehenden Orten (Externsteine, Oesterholz usw.) in größerem Stile in die Wege geleitet und seine Vermutungen so der exakten wissenschaftlichen Nachprüfung zugänglich gemacht wurden.“ Vgl. Bernhard Bavink: Wilhelm Teudt 75 Jahre. In: Unsere Welt, Jg. 27 (1935), S. 384.

⁵⁷ Es ist durchaus wahrscheinlich, dass der Studienrat Oskar Suffert (1892-1974) sein Amt als Museumsdirektor dem Deutschbund-Netzwerk, in diesem Fall Wollenhaupt und seiner Schulabteilung, verdankte. Halle merkt an, dass sich ab Ende 1934 eine „gewisse Ernüchterung gegenüber den Teudtschen Thesen“ bei Suffert breit gemacht habe. Halle, S. 80.

⁵⁸ Halle, S. 185.

⁵⁹ Lippischer Kurier vom 30. März 1933. Ein Gespräch mit Vertretern der Landesregierung zur Umgestaltung in diesem Sinne fand auf Anregung Teudts im Oktober 1933 statt. Vgl. Halle, S. 168.

⁶⁰ Lippische Staatszeitung vom 6. August 1935.

sogleich einen Platz im Vorstand der neuen Stiftung. Teudt fühlte sich durch Himmlers Aufmerksamkeit geschmeichelt und wendete sich nunmehr zunehmend an den neuen Gönner.⁶¹ Ein Besuch des RFSS im Februar 1935 bestärkte ihn sogar in seinen Hoffnungen auf eine umfangreiche Förderung seiner „Germanenkunde“. Teudts VFgV trat im Mai jedoch dem Reichsbund für deutsche Vorgeschichte des Amtes Rosenberg bei. Nun jedoch setzte die SS an, ihre Macht auszudehnen. Im Sommer 1935 wurde von Himmler in Konkurrenz zum Amt Rosenberg das Ahnenerbe der SS als Instrument der Erweiterung seines Einflusses auf die Wissenschaften ins Leben gerufen. Himmler erwies sich anfangs tatsächlich als „Protector“ Teudts und seiner Arbeit. Teudt, der zu seinem 75. Geburtstag im Dezember 1935 auch Glückwünsche des RFSS erhalten hatte, antwortete mit einem Dank für die „Anerkennung, dass die germanenkundliche Forschung und Lehrtätigkeit in dem Sinne und Geiste wie wir sie hier in Detmold treiben, als bedeutsam angesehen wird für die Unterbauung des Rassegefühls unseres Volkes.“⁶²

Die Parteistellen überschlugen sich 1935/36 in Ehrungen Teudts. Am 6. Dezember 1935 beschloss der nationalsozialistische Stadtrat mit Zustimmung des Beauftragten der NSDAP die Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Detmold im „Zeichen der Anerkennung der großen und bleibenden Verdienste, die sich Herr Wilhelm Teudt um die maßgebliche Förderung der germanischen Vorgeschichte und damit um sein Volk und seine Stadt erworben hat.“⁶³ Am 22. Mai 1936 gab Bürgermeister Hans Keller dem Stellvertreter des Führers, Rudolf Hess, die Absicht bekannt, Teudt zum Ehrenbürger der Stadt Detmold zu ernennen. Zur Begründung schrieb er: „Teudt wohnt seit Jahrzehnten [sic!] in Detmold. Er hat sich vor allen Dingen um die Erforschung der Externsteine und der germanischen Stätte in Oesterholz verdient gemacht. Sein bekanntestes Werk ist ‚Germanische Heiligtümer‘, das eine weite Verbreitung gefunden hat.“ Nachdem sowohl Hess wie auch der Beauftragte der NSDAP für die Gemeinden im Landkreis Detmold der Verleihung zugestimmt hatten, wurde sie am 5. Oktober 1936 im Landestheater verkündet. Der Akt stand im Zusammenhang mit der Eröffnung der „Pflegstätte für Germanenkunde“ in Detmold. Die Eröffnungsrede hielt der SS-Brigadeführer Dr. Hermann Reischle, die Festansprache mit Prof. Dr. Walther Wüst aus München einer der führenden Köpfe der SS-Einrichtung Ahnenerbe. Nach einem schriftlich übermittelten Grußwort des Gauleiters hielt auch Bürgermeister Keller eine Ansprache. Darin nannte er als einen Grund für seine Freude über diese Verleihung, „dass durch die Errichtung der Pflegstätte für Germanenkunde das so ungemein reiche geistige Leben unserer Stadt um eine neue Energiequelle nationalsozialistischer Gesinnung bereichert worden ist.“⁶⁴

Zu „Führers Geburtstag“ am 20. April 1936 erhielt Teudt von Hitler den Professoren-Titel verliehen. Die Verleihung ging auf eine Anregung des RFSS Heinrich Himmler zurück.⁶⁵ Bei sämtlichen Ehrungen ging es „primär um den ideologischen Wert der Teudtschen Forschung und sein langjähriges Engagement für die rechte Bewegung in Lippe“.⁶⁶

⁶¹ Schöning, S. 62-78.

⁶² Zit. nach Schöning, S. 82.

⁶³ Vorgang zur Verleihung der Ehrenbürgerschaft an Teudt, 1935-36. In: Stadtarchiv Detmold, D 106 Detmold A Nr. 2524.

⁶⁴ Zur Verleihungsfeier s. Lippische Staatszeitung vom 8. Oktober 1936.

⁶⁵ Vgl. dazu Schöning, S. 61. In einer Aktennotiz Rampf über eine Besprechung mit Gaukommissar Walter Steinecke, 13. Oktober 1937, heißt es: „Professur Teudt sei durch die Bemühungen des RFSS zustande gekommen“. Bundesarchiv Berlin, BDC, Personalakte Beyer, DS G 0113. Zit. nach Gerd Simon: Chronologie Joseph Otto Plassmann. Tübingen 2007. Vgl. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrPlassmann.pdf> (Aufruf: 13. Oktober 2010).

⁶⁶ Schöning, S. 61.

Konflikte mit dem Ahnenerbe der SS und letzte Jahre

Allen Ehrungen und Würdigungen zum Trotz setzen 1937 Auseinandersetzungen zwischen Teudt und den Vertretern des Ahnenerbes ein, die schließlich einen unüberbrückbaren Graben aufrißen. Eine Rolle spielte dabei Teudts ausgeprägtes Geltungsbedürfnis. Ein weiterer Konflikt entstand aus seinem Anspruch auf ein beinahe uneingeschränktes Wirken in seinem Sinne und ohne Kompromisse. Wiederholt stellte er dabei Maßnahmen und Handlungen, sogar Vertreter des SS-Ahnenerbes in Frage. Es ging allerdings nicht um ideologische Diskrepanzen. Teudt eckte bei verschiedenen Stellen an, galt schließlich selbst seinem früheren Gönner Heinrich Himmler als starrköpfig. Mittlerweile wurden seine Methoden und Hypothesen selbst von NS-Forschern als wissenschaftlich „nicht genügend fundiert“ erachtet.⁶⁷

Teudt war bemüht, seine Position zu halten. Im Oktober 1937 schrieb er seinem Verleger nach Jena: „Sie werden es wohl schon bemerkt haben, dass sich leider zwischen der gegenwärtigen Leitung des Ahnenerbe, die auch unsere Zeitschrift ‚Germanien‘ und die Vereinigung der Freunde d.V. in der Hand hat, [...] Meinungsverschiedenheiten und Schwierigkeiten erhoben haben, so dass wir vorläufig von dort keine Werbetätigkeit zu erwarten haben. Umso mehr müssen wir von uns aus tätig sein.“⁶⁸ Vertraglich war bereits ein Rückzug Teudts aus der Pflegstätte für Germanenkunde mit der SS vereinbart. Letztendlich aber führten seine für die SS nicht mehr tragbaren Alleingänge im Februar 1938 zur vorgezogenen Entlassung Teudts aus dem Ahnenerbe durch eine Anordnung Himmlers.⁶⁹ Teudt beklagte sich einige Monate später, dass die Übernahme der Pflegstätte abgelaufen sei wie „die Gleichschaltung eines marxistischen Vereins, und das gegenüber einem Manne, der bis auf die Knochen Nationalsozialist ist.“⁷⁰ Gegenüber seinem Verleger äußerte er seine Enttäuschung über nicht eingetretene Hoffnungen:

„Ihre letzten Abrechnungen über „Germanische Heiligtümer“ haben die bedauerliche Tatsache gezeigt, dass die Werbekraft, die wir von unserem Anschluss an das Ahnenerbe Himmlers erwarten mussten, völlig versagt hat (auch hinsichtlich der Pflegstätte f. Germanenkunde hier in Detmold). Es ist daher dringend notwendig, dass wir geeignete Wege zum Absatz des noch vorhandenen Lagers beraten und beschreiten.“⁷¹

Wie wenig der Konflikt zwischen Teudt und der SS in ideologischen Differenzen begründet war, belegt die Tatsache, dass er weiterhin über den Rückhalt und die Unterstützung durch lokale und regionale Parteigrößen verfügte. Als der nunmehr 78-jährige Mann im Dezember 1938 eine neue Vereinsgründung anstrebte, die im Mai 1939 mit der Osningmark-Gesellschaft vollzogen wurde, gehörte auch der lippische NSDAP-Kreisleiter Adolf Wedderwille zu den neuen Mitgliedern. Die tatsächliche Konfliktlinie verlief in der Gedankenwelt der lokalen Parteebenen zwischen „Einheimischen“ und „Auswärtigen“. Die Detmolder

⁶⁷ Vgl. die so genannten Vorgeschichtler-Dossiers, die offenbar 1938 vom SD angefertigt wurden. In: Bundesarchiv Berlin, R 58/9002, Bl. 495. Zitiert nach Gerd Simon: Vorgeschichtler-Dossiers. Tübingen 2006. Vgl. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/VorgeschDossiers.pdf> (Aufruf: 13. Oktober 2010). Dort heißt es über Teudt: „Wenn auch viele seiner Ansichten und Hypothesen vom strengwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus nicht genügend fundiert sind, so kommt ihm doch das Verdienst zu, erstmalig auf diese Fragen hingewiesen zu haben. Teudt ist alter völkischer Vorkämpfer, etwas eigensinnig.“

⁶⁸ Teudt an Verlag Diederichs (Jena), 10. Oktober 1937. In: Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Abt. Handschriften und Sondersammlungen, Nachlass Diederichs I, Nr. 1612.

⁶⁹ Halle, S. 434 ff. Hier ist auch das Fernschreiben Himmlers an SS-Gruppenführer Pohl vom 12. Februar 1938 wiedergegeben, in dem es unter anderem heißt: „Ich verbiete mir jede Meinung des Herrn Teudt, wie das Ahnenerbe zu organisieren, finanzieren und personell zu besetzen wäre, da ihn das nichts angeht. [...] In dem Entwurf [des Entlassungsschreibens, J. H.] muss irgendwo der nachstehende Satzanfang enthalten sein: ‚Wegen Ihrer Unsachlichkeit und der krankhaften Art, Streit zu suchen usw.‘“ (S. 436).

⁷⁰ Teudt an Pohl, 4. November 1937, zit. nach Schöning, S. 97.

⁷¹ Teudt an Verlag Diederichs, Jena, 13. November 1938. In: Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Abt. Handschriften und Sondersammlungen, Nachlass Diederichs I, Nr. 1613

wendeten sich gegen den Führungsanspruch der SS und des Ahnenerbe vor Ort. Konsequenterweise trat auch die Stadt Detmold 1941 der neuen Gesellschaft als korporatives Mitglied bei.

Ein weiteres Indiz für die Abwegigkeit von Behauptungen, Teudt habe sich der SS oder gar dem nationalsozialistischen Herrschaftsanspruch widersetzt, sind die Ehrungen, die ihm nach seiner Entlassung angetragen wurden. Dazu gehört die Verleihung der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft auf Antrag des Reichsstatthalters und Gauleiters Dr. Alfred Meyer. Meyer schrieb im Oktober 1940 an den Reichserziehungsminister Bernhard Rust: „Der Name Teudt wird für alle Zeiten mit dem germanischen Heiligtum der Externsteine verbunden bleiben. Durch sein Aufsehen erregendes Buch ‚Germanische Heiligtümer‘ [...] hat Teudt die Externsteine in das Blickfeld der deutschen Vorgeschichtsforschung gerückt.“⁷² In einem weiteren Schreiben ans „Braune Haus“ in München begründete Meyer den Vorschlag so: „Er ist ein alter bewährter Kämpfer im nationalsozialistischem Sinne. Seine Auszeichnung würde in weiten Kreisen Deutschlands begrüßt werden.“⁷³ Auf Fürsprache Rusts verlieh Hitler „dem Prof. Wilhelm Teudt in Detmold aus Anlass der Vollendung seines 80. Lebensjahres am 7. Dezember 1940 [...] in Würdigung seiner verdienstvollen Anregungen und seines kämpferischen Einsatzes für die breitere Wertschätzung der germanischen Vorgeschichte“ schließlich die Goethe-Medaille.⁷⁴ Während der offiziellen Feier zu seinem 80. Geburtstag wurde Teudt durch den NSDAP-Kreisleiter Wedderwille die Auszeichnung übergeben. Eine weitere Ehrung seitens der Stadt war die Umbenennung der Teutstraße in Wilhelm-Teudt-Straße.⁷⁵

Aufzuzeigen sind zwei weitere Indizien für die Konformität Teudts – auch aus Sicht der Machthaber. Teudt wurde es nicht versagt, einen neuen Verein, in diesem Fall die Osningmark-Gesellschaft, zu gründen und für die Mitgliedschaft zu werben. Auch wenn der SS diese Gründung ein Dorn im Auge war, sie diese seit Ende 1940 durch ihren Sicherheitsdienst (SD) auch überwachen ließ⁷⁶, erfolgte kein Verbot durch den Chef der deutschen Polizei, den RFSS. Ebenfalls unterlag Teudt keinem Publikationsverbot, so veröffentlichte er im Frühjahr 1939 noch einmal seine „Erkenntnisse“ über die Externsteine – relativ unbeeindruckt von bisherigen Grabungs- und Forschungsergebnissen – in den Deutschbund-Blättern.⁷⁷ Ein Jahr später erschien eine Auswahl seiner Schriften, die von einem Anhänger, dem Lehrer Rudolf Bunte, herausgegeben wurde.⁷⁸

Auf höchster Ebene in Berlin fand Teudt mit seinen 80 Jahren jedoch kein Gehör mehr. Der Germanenkundler versuchte im Januar 1941 durch Fürsprache des alten „völkischen Vorkämpfers“ Alfred Roth Zugang zum Chef der Reichskanzlei und damit zu Hitler zu bekommen. Die Verbindung zu Roth ist einmal mehr Beleg für das völkisch-antisemitische Netzwerk und Umfeld Teudts. Der Radau-Antisemit Roth war vor 1918 Bundeswart des Reichshammerbundes und nach 1918 Führer des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes. 1919 hatte er unter dem Pseudonym „Otto Arnim“ das Buch „Die Juden im Heere – Eine statistische Untersuchung nach amtlichen Quellen“, ein Machwerk, das den Juden „Drückbergerei“ im Weltkrieg vorwarf, veröffentlicht. 1928 wurde Roth Mitglied der NSDAP, war zeitweise Reichstagsabgeordneter, und später Mitglied der Osningmark-Gesellschaft. Nun wendete er sich an den Chef der Reichskanzlei, Reichsminister Dr. Hans Heinrich Lammers, mit der Bitte, Teudt in Berlin eine Audienz zu gewähren. Roth reichte als Anlage ein Rundschreiben der Gesellschaft vom selben Monat ein.

⁷² Reichsstatthalter Dr. Alfred Meyer an Reichminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 3. Oktober 1940. In: LAV NRW OWL L 80.04 Nr. 424.

⁷³ Reichsstatthalter Dr. Alfred Meyer an NSDAP-Hauptpersonalamt, 22. Oktober 1940. Ebd.

⁷⁴ Schnellbrief des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Reichsstatthalter Lippe und Schaumburg-Lippe, 5. Dezember 1940. Ebd. Reichsminister Bernhard Rust hielt Fürsprache bei Hitler, der der Anregung entsprach.

⁷⁵ Halle, S. 476 ff.

⁷⁶ Teudts ehemaliger Unterstützer, Landesschulrat Wollenhaupt, war im September 1938 Mitglied der SS geworden und diente ihr in der Folgezeit als Informant.

⁷⁷ Wilhelm Teudt: Externsteine. Ein Weihum unserer germanischen Vorfahren. In: Deutschbund-Blätter, 44 (1939), S. 4-8.

⁷⁸ Rudolf Bunte (Hg.): Wilhelm Teudt im Kampf um Germanenehre. Eine Auswahl von Teudts Schriften. Bielefeld, Leipzig 1940.

Zu einem Treffen kam es nicht. In einem Vermerk der Reichskanzlei ist unter Berufung auf einen Bericht des SD festgehalten:

„Sachliche Differenzen führten 1938 zu einer Trennung Teudts vom Ahnenerbe, und er und seine Freunde gründeten 1939 die Osningmark-Gesellschaft. [...] Diese Gesellschaft konnte es bisher nur auf 340 Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von je 4,30 RM bringen. 2800 Mitglieder müsste sie haben, um ihre selbstgestellten Aufgaben erfüllen zu können. Bezüglich dieser Aufgaben bestehen offenbar ernste Kompetenzkonflikte mit anderen staatlichen und nichtstaatlichen Stellen, die ebenfalls auf dem Gebiete der germanischen Vorgeschichte tätig sind. Die Verleihung der Goethemedaille hat den Bestrebungen Teudts und der Osningmark-Gesellschaft neuen Auftrieb gegeben. In einem Aufruf ‚An unsere Freunde‘ vom 16. Januar 1941 erklärt Professor Teudt, dass er ‚fußend auf der öffentlichen Anerkennung durch den Führer‘ seine bisher grundsätzlich geübte Zurückhaltung aufgeben wolle.“⁷⁹

Lammers ließ sich mit längerer Abwesenheit entschuldigen. Teudt wurde an das Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung verwiesen. Möglicherweise scheint er dort die Gelegenheit zu einer Besprechung Anfang März 1941 erhalten zu haben. Entsprechende Unterlagen ließen sich allerdings nicht ermitteln.

Fazit

Insgesamt ist festzuhalten, dass Wilhelm Teudts Weltbild eine völkische, nationalistische, rassistische und auch mit einer starken antisemitischen Komponente versehene Prägung aufwies. Seine politische Entwicklung verlief seit Beginn der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts geradlinig von der „christlich-sozialen“ in die völkisch-rassistische und „deutschchristliche“ Bewegung und schließlich in die NSDAP.

⁷⁹ Vgl. Schriftwechsel zwischen Alfred Roth und der Reichskanzlei, Januar-März 1941. In: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, R 43 II/1229 Bl. 148 ff.

Rezensionen

Frank Huismann (Bearb.) unter Mitarbeit von Barbara Deppe, Hans Jacobs und Christina Pohl: Die Stadt Lage und der Zweite Weltkrieg. Die Kriegschronik des Fritz Geise. (Lippische Geschichtsquellen, Bd. 26), Detmold 2008, 740 S.

Mit der Edition der Kriegschronik der Stadt Lage ist eine Quelle von hoher Aussagekraft der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. In zahlreichen Orten wurden während des Zweiten Weltkriegs auf Anweisung des Reichsinnenministeriums Kriegschroniken geführt, doch weist die Chronik von Lage einige bemerkenswerte Besonderheiten auf. Der Zweck solcher Chroniken sollte es sein, den Anteil der Heimat am erwarteten Endsieg und die geschlossene Einheit von „innerer und äußerer Front“ zu dokumentieren. Aber nicht die Auskünfte über das tatsächliche Kriegsgeschehen machen den Quellenwert dieser Chroniken aus, sondern die Beschreibungen der Wahrnehmungen innerhalb der deutschen Bevölkerung in den Jahren 1939 bis 1945. Der Chronist des Lager Kriegstagebuches war ein ausgezeichnete Beobachter, der die Einstellungen der Bevölkerung und deren Wandlungen im Verlauf des nicht enden wollenden Krieges auf über 1000 Seiten akribisch festgehalten hat. Und anders als sonst üblich, hat der ehemalige Lehrer Fritz Geise nicht etwa als amtlich autorisierter Autor, sondern aus eigenem Antrieb sein Kriegstagebuch verfasst.

Der nationalliberal gesinnte Fritz Geise, der durch seine Amtsenthebung 1933 selbst zum Opfer des NS-Regimes geworden war und dem daher keine ideologische Nähe zu den Machthabern unterstellt werden kann, schildert einerseits den Kriegsalltag der lippischen Kleinstadt und dokumentiert andererseits sein Wissen und seine Bewertungen des Kriegsverlaufs aus der ihm zur Verfügung stehenden Informationen. Die Hoffnungen und Ängste an der Heimatfront werden ebenso dargestellt, wie die Stimmung an der Front, die Geise in zahlreichen Gesprächen mit Heimaturlaubern und anhand von Feldpostbriefen einzufangen gelingt. Er schöpfte aus reichhaltigen Quellen, die ihm in Form von Zeitungsartikeln, Radiomeldungen, Berichten von der Front, Todesanzeigen und ähnlichen gesammelten Materialien zur Verfügung standen. Es fehlen allerdings amtliche Dokumente, die Geise aufgrund seiner nichtamtlichen Position vorenthalten blieben.

Geise, mit Geburtsjahr 1871, war ein abgeklärter Beobachter. Seine Beschreibungen sind genau und von Wiederholungen durchsetzt. Die tagebuchartigen Einträge der Chronik spiegeln auf diese Weise den Kriegsalltag wider, der von unerträglicher Wiederkehr lärmender Luftschuttsirenen und zunehmenden Berichten über zerstörte Städte an der „Heimatfront“ geprägt war. Von besonderem Interesse ist sein Bericht da, wo Geise die Einschätzungen und Einsichten zum Kriegsverlauf beschreibt: Die anfängliche Euphorie wich einer Skepsis gegenüber dem erklärten Ziel des baldigen „Endsieg“ und schließlich der Gewissheit, der alliierten Übermacht nicht gewachsen zu sein.

Bereits ein Jahr nach Kriegsbeginn wurde Deutschland selbst zum Kriegsschauplatz. In Lage wiegen man sich in Sicherheit und übernahm die Rolle schaulustiger Beobachter. Ein Angriff auf Bielefeld hatte die Qualität eines spannenden Kinoabends, der vom Dach des Technikum aus beobachtet werden konnte: „Da geht eine Flamme hoch! Sicher ist da ein Gaswerk, ein Öltank oder ein Holzlager getroffen.“ Das war eine dicke Bombe, die hat Platz geschaffen. Was die Hunde wieder anrichten ist Arbeit für lange Zeit.“ Das ist der erläuternde Text, den die Männer da oben sprechen zu dem Kriegsfilm, der über Bielefeld abrollt.“ (Eintrag 6.7.1941). Das Interesse an den Zerstörungen in der nahe gelegenen Metropole war groß. Man erwartete die Berichte der dort Beschäftigten, sich selbst immer in der Gewissheit wiegend, von den Bombardierungen verschont zu werden. Diese Sicherheit trog, die Bewohner Lages erlebten in den letzten Kriegswochen einen schweren Angriff, der über 70 Menschen das Leben kostete. Mit der Strategie des „moral bombing“, die von 1943 an die systematische Zerstörung der deutschen Städte zur Folge hatte, fühlte man

sich auch in Lage mehr und mehr als Opfer einer ungerecht empfundenen alliierten Gegenwehr und musste aufgrund des strategisch bedeutsamen Eisenbahnknotens mit einem Angriff rechnen.

Die Luftgefährdung der Industriezentren hatte weitere Auswirkungen auf die lippische Kleinstadt, in die kriegswichtige Produktionsstätten verlagert wurden. Mit der Rüstungsindustrie zogen Arbeitskräfte, zumeist Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten im Osten, in die ländliche Gegend. Hinzu kamen Menschen aus zerstörten Städten, schließlich Menschen aus den Kampfgebieten im Westen Deutschlands, die Lage zu einem Ort von Evakuierten macht. Geise beobachtet, wie sich die Zusammensetzung der Bevölkerung änderte und kann nicht verhehlen, dass ihm die Fremden Unbehagen bereiteten.

Trotz der vielfältigen Anforderungen an der „Heimatfront“ waren die Gedanken der Menschen stets bei ihren Angehörigen im „Feld“. Geise berichtet über die persönlichen Empfindungen der Angehörigen: „Der Soldatentod hat nun den vierten Mann aus meiner unmittelbaren Nachbarschaft hinweg genommen [...] Haus bei Haus trauern Eltern, Frauen u. Kinder um zerstörtes Glück u. in die Trauer um die Toten mischt sich die Angst u. Sorge um die noch Lebenden, die Tag u. Nacht in harten Kämpfen dem Tode nahe sind.“ (Eintrag 22.1.1943) Das Massensterben von Stalingrad brachte Viele zum Nachdenken darüber, ob sich die Opfer wirklich lohnten. Wenn sich auch aus militärischer Sicht bereits ein Jahr zuvor eine Niederlage abzeichnete, so kann Stalingrad doch als der Wendepunkt in der Einstellung der Bevölkerung zum Krieg gelten. Grundlegende Auswirkungen auf die Loyalität der Bevölkerung hatte dieser Stimmungsumschwung jedoch nicht. So reagierten auch die Bewohner Lages mit Unverständnis auf das gescheiterte Hitler-Attentat: „Jeder auch noch halbwegs moralisch denkende Mensch muß einen solchen Meuchelmord aus tiefster Seele verabscheuen“, notierte Geise am 21. Juli 1944.

Geises Aufzeichnungen enden am 16. April 1945 – nachdem die Alliierten Lippe erreicht hatten – mit der ernüchternden Feststellung: „Das ist der Krieg im Lande.“ Das Eingestehen eigener Schuld sucht man vergebens und wird dagegen mit der weit verbreiteten Ansicht konfrontiert, das „wehrlose Volk“ sei Opfer „einer unfähigen, rohen u. schmarotzenden Führerschicht“ geworden. Die Menschen versuchten ihre Vergangenheit zu vertuschen, niemand will sich zur NSDAP bekannt haben. Eine rassistische Grundhaltung machte die Akzeptanz des verlorenen Krieges besonders schwer: „Das Land wimmelt von volksfremden, hasserfüllten Banditen“ und „Grinsende Neger üben über uns Deutsche die militärische Polizeigewalt aus u. stehen u. gehen mit dem Gewehr in allen Straßen als Sieger u. Herren“, vermerkt Geise resigniert auf den letzten Seiten seiner Chronik.

Die Erlebnisse und Erfahrungen der Menschen eines Ortes sind eng verflochten mit dem Kriegsgeschehen insgesamt, das gilt besonders für die nächste Umgebung. Im lippischen Lage nahm man die Geschehnisse der regionalen Metropole Bielefeld mit großem Interesse wahr: Die Luftangriffe auf die Industriestadt brachten den Krieg an die „Heimatfront“, doch konnten sie zunächst als spannendes Kriegserlebnis verbucht werden, das zwar nah, aber noch nicht bedrohlich war. Die Chronik von Lage als eine Außensicht auf die Situation der benachbarten Großstadt ist daher auch für Bielefeld eine wichtige Quelle zum Zweiten Weltkrieg.

Zwar sind einige Kriegschroniken überliefert und für die historische Forschung zur NS-Zeit ausgewertet, ediert wurden sie bislang jedoch nur selten. Der Lippische Heimatbund sowie der Naturwissenschaftliche und Historische Verein für das Land Lippe e.V. haben daher mit der Aufnahme der Chronik von Lage in ihre Reihe „Lippische Geschichtsquellen“ einen wegweisenden Schritt getan. Die Integrität des Autors und sein für diese Art zeitgenössischer Zeugnisse keinesfalls übliche distanziert beobachtende Tonfall mögen die Entscheidung zur Veröffentlichung der Chronik erleichtert haben. Eine Einleitung informiert ausführlich über die Biographie des Chronisten und die Genese der Quelle. Die Bearbeiter geben einen Überblick über

den Kriegsverlauf in Lage und begründen nachvollziehbar ihr Editionsverfahren. Eine kurze Zeitleiste am Ende des Bandes unterstützt die Handhabbarkeit des Bandes. Einige Abbildungen des Kriegstagebuches hätte die Quelle, die hier inhaltlich so umfangreich ausgebreitet ist, auch optisch den Lesern näher gebracht. Wichtig wäre schließlich ein Register gewesen. Zumindest ein Ortsregister hätte die Darstellung, die ohne Zweifel über Lage hinaus von Bedeutung ist, auch für die Forschung außerhalb Lippes interessant gemacht. Es wäre bedauernd wert, wenn die Rezeption der Quelle aus diesem Grund nur lokaler Art bliebe.

Bärbel Sunderbrink

Scheffler, Jürgen u. Stefan Wiesekepsieker (Hg.): Leinenkracht. Die Geschichte einer Lemgoer Kaufmanns- und Unternehmerfamilie in drei Jahrhunderten. Lemgo 2010 (Schriften des Städtischen Museums Lemgo, Bd. 10) – 95 S., zahlr. Abb.

Mit dem Begleitband zu einer im Hexenbürgermeisterhaus gezeigten Ausstellung führen Museumsleiter Jürgen Scheffler und Stefan Wiesekepsieker, in Lippe wegen seiner firmengeschichtlichen Analysen geschätzt, die Geschichte der Lemgoer Firma Kracht, besser bekannt als „Leinenkracht“, vor Augen.

Familiäre und ökonomische Mobilität verband seit Jahrhunderten die Städte Herford und Lemgo und so wundert es nicht, dass sich 1708 ein Johann Christoph Kracht aus Herford in Lemgo niederließ und dort drei Jahre später in das Hökeramt aufgenommen wurde. Damit beginnt die Lemgoer Geschichte der Familie Kracht, die im 18. Jahrhundert Leinenhandel betrieb, aber auch Manufaktur- und Kolonialwaren anbot. Jürgen Scheffler skizziert in seinem Beitrag die Entwicklung des Leinenhandels in Ostwestfalen und Lippe, mit dem großen Zentrum Bielefeld und dem kleineren in Lemgo. Während Bielefeld schon früh industriell produzierte, verlor Lippe mit der heimgewerblichen Leinenproduktion im Laufe des 19. Jahrhunderts seine Konkurrenzfähigkeit.

Die 1807 gegründete Firma Kracht aber konnte sich in dieser Phase des Niedergangs nicht nur halten, sondern mit der Gründung der Mechanischen Weberei im Jahre 1887 sogar einen gegenläufigen Trend einleiten - durch die Verlagerung ihrer Aktivität vom Handel auf die industrielle Produktion mit modernen Maschinen. Aus der Familie ragen dabei zwei Unternehmerpersönlichkeiten heraus, die die Firma über 150 Jahre prägten: Christoph Wilhelm Kracht (1811-1902), der den im Tagebuch 1868 beschworenen, aber damals noch fehlenden Mut zum „kühnen und ohne Zweifel riskanten Entschluss“ zur Produktion dann 20 Jahre später doch aufbrachte und vor Lemgos Toren Lippes erste mechanische Weberei gründete, sowie sein Sohn Paul Kracht (1863-1959), der die Firma im 20. Jahrhundert durch zwei Weltkriege steuerte. Beide stehen auch im Zentrum des Beitrags von Stefan Wiesekepsieker.

Paul Kracht dominiert Ausstellung und Buch, als Chef mit unternehmerischem Weitblick und mit einem Verständnis auch für die ganz andere Lebenswelt seiner im Durchschnitt etwa 130 Arbeitskräfte – zum größten Teil Frauen - umfassenden Belegschaft. Ölgemälde und Orden hier, Gratifikationen und Unterstützungen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie soziales Engagement allgemein dort – er bietet ein typisches Bild des Unternehmer-Patriarchen, der ökonomisch im Kapitalismus angekommen war, in seiner Wertordnung aber noch einer älteren Zeit verhaftet blieb. Dies zeigt sich auch in seiner Sehnsucht nach Anerkennung durch den Landesherrn, nach Titel und Orden, die beide nur über hohe „freiwillige“ Spenden erreichbar waren. Das Selbstbewusstsein des erfolgreichen mittelständischen Fabrikanten schmolz vor dem Fürstenthron dahin, eine Entwicklung zum Citoyen war nicht vorgesehen.

Paul Krachts Tatkraft als Fabrikant aber ist unbestritten. Früh mit Leib und Seele diesem Beruf verpflichtet, war er schon als junger Mann vom Vater zum Einkauf der Maschinen nach England geschickt worden. Der

Aufstieg der Firma zu ihrem bis heute gültigen Ruf gelang unter seiner Leitung. Ein Symbol dafür ist das Foto des Websaals aus dem Jahr 1925, „eines der wenigen Beispiele für die frühe Industriefotografie in Lemgo“ (Scheffler).

Damals entstanden jene Qualitätswaren aus Leinen, die in der Kollektion „Krachtuko“ mit so eindrucksvollen Namen wie „Niereißa“ (Betttücher), „Wohltat“ (Windeln) oder „Trockenperle“ und „Herkula“ (Küchenhandtücher) der Firma zu Erfolg und Popularität verhelfen. Entsprechende Objekte in der Ausstellung und die Abbildungen im Begleitband bereiten dem Betrachter ein besonderes Vergnügen. Man ist geneigt, über diese Namen zu spotten, aber sie zeigen noch einen Bezug zu ihrem Gegenstand, der vielen heutigen sinnleeren Produktnamen abgeht.

Sowohl in der Firmenüberlieferung als auch in der Ausstellung ist die Belegschaft erkennbar und gewürdigt. Die Familie Kracht war sich bewusst, dass ihr Erfolg auch auf dem Fleiß, der Zuverlässigkeit und der Identifizierung ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit dem Betrieb beruhte. Berichte und Fotografien zeigen eine Einheit, in der der soziale Frieden offensichtlich funktionierte, auch wenn er modernem Betriebsverfassungsrecht sicher nicht entsprach.

Zwei Preziosen sollen herausgehoben werden. Das eine ist – passend zum vorher Gesagten - ein kleines Album mit Fotografien von Betriebsangehörigen, von jungen Frauen und Männern, die mit ihrer Hände Arbeit den Erfolg der Firma mitgeschaffen haben. Die Bilder erinnern an einfache Menschen, von denen wir zum größten Teil die Namen nicht mehr wissen, die aber zur Geschichte der Firma und der Stadt gehören. Aus diesem Album hätte man sich ein Großfoto an der Wand gewünscht.

Das zweite ist eine kleine Sensation. Der Reichssender Köln hatte 1936 die „Werkpause“ eingeführt, eine Unterhaltungssendung, die aus wechselnden Betrieben um die Mittagszeit ausgestrahlt wurde. Die Betriebe selbst gestalteten das Programm mit Musik- und Textbeiträgen - am 18. Februar 1937 war es die Firma Leinenkracht. Der Sender hatte diese Sendungen als grundsätzlich nicht aufzeichnungswürdig eingestuft, doch im Firmenarchiv liegen sechs Schellackplatten der Lemgoer Veranstaltung – zehn Minuten davon sind in der Ausstellung zu hören.

Mit Paul Krachts Tod im Jahre 1959 hatte „auch eine Epoche ihr Ende gefunden“ (Wiesekopsieker). In einem kurzen Anhang schildert Krachts Enkel Reinhard Quantell die weitere Entwicklung der Firma. Sie war trotz eines Modernisierungsschubs Mitte der 60er Jahre der Konkurrenz der größeren Betriebe und der billigen Importe nicht mehr gewachsen. Die Lösung des Problems brachte eine erneute Weichenstellung: Die Rückkehr zum Handel, zwar weiterhin mit der Kracht-Kollektion, die nun aber in Billiglohnländern gefertigt wird. Damit gelang, wie schon einmal gegen Ende des 19. Jahrhunderts, die Anpassung an neue Marktanforderungen. Geblieben ist eine lebendige Firma mit stolzer Vergangenheit.

Jürgen Scheffler und Stefan Wiesekopsieker haben in einer Zeit, da andernorts in verheerender Kurzsichtigkeit kulturelle Einrichtungen zerschlagen werden, gezeigt, welchen Beitrag engagierte Historiker für die Identitätsfindung einer Kommune leisten können. In der Ausstellung und im Begleitband erkennen sich die Menschen wieder und gehen bereichert in ihre Gegenwart zurück. Das städtische Museum ist ein Spiegel der Gemeinschaft und ihrer Mentalität. Der Spiegel kann blind werden, aber er kann auch erhellen und erfreuen. Jede Kommune muss dann selbst wissen, ob ihr der blinde oder der helle Spiegel wichtiger ist.

Andreas Ruppert



Detmold, Paulinenstraße. Foto: Ruppert, 2010

Impressum

Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte.

Herausgeber und Redaktion:

Jürgen Hartmann (Rheine) und Dr. Andreas Ruppert (Paderborn).

V.i.S.d.P.: Jürgen Hartmann, Barbarastraße 36 c, D-48429 Rheine.

URL: www.rosenland-lippe.de

Anfragen, Beiträge etc. an: rosenland-lippe@web.de

Erscheinungsweise: ca. 2 Ausgaben / Jahr.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2011.

Redaktionsschluss: 15. März 2011.